Jesus Christus

und das

Gemeinschaftsleben der Menschen.

Von

Lic. theol. Oskar Holtzmann,

a. o. Professor der Theologie zu Gießen.

Freiburg i. B. und Leipzig, 1893.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr

(Paul Siebeck).

Jesus Christus

und das

Gemeinschaftsleben der Menschen.

Jesus Christus

und das

Gemeinschaftsleben der Menschen.

Von

Lic. theol. Oskar Holtzmann,

a. o. Professor der Theologie zu Gießen.

Freiburg i. B. und Leipzig, 1893.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr

(Paul Siebeck).

Vorwort.

Mit diesen Blättern hoffe ich der evangelischen Kirche in den schweren Aufgaben, welche ihr gerade die Gegenwart stellt, einen Dienst zu thun. Ich unterschätze die Bedenken nicht, die von mir befreundeter Seite gegen die Veröffentlichung meiner Arbeit geäußert wurden. Aber ich weiß, daß ich sorgsam gearbeitet habe, und wo Not im Verzug ist, darf der Einzelne nicht erst ängstlich seine Kräfte prüfen, sondern muß helfen, so gut er eben helfen kann. Leidet er selbst dabei äußern Schaden, so hat er doch seine Pflicht gethan.

Das aber fürchte ich nicht, daß ich Religionsfeindschaft und Leichtfertigkeit auf meiner Seite, ernste Frömmigkeit und treue Wahrheitsliebe aber gegen mich haben werde. Auch meine Gegner, — an denen es ja in solcher Sache nicht fehlen kann — sollen mir das Zeugnis lassen, daß nicht gewissenlose

oder ehrsüchtige Freigeisterei, sondern Liebe zur Kirche Jesu Christi und bange Gewissensnot mir die Feder geführt hat.

Und so begleite der Herr selbst dieses Schriftchen mit seinem Segen!

Gießen, 1. Oktober 1892.

Oskar Holtzmann.

Inhalt.

I. Sozialismus und Christentum.

a) Die Stände der Handwerker und der Bauern kamen erst seit der zweiten Hälfte des Mittelalters allmählich zu selbständiger Ehre. Die Macht des Adels sinkt; das Ansehn der Kirche ist gebrochen; das Bürgertum in den Städten strebt mächtig empor; das Bauerntum wird überall verherrlicht[1]). So begünstigt der thatsächliche Zustand eine neue Auffassung vom Werte der verschiedenen Stände; die Reformation hat diese neue Auffassung verbreitet. Luther verurteilt alles unthätige, nicht dem allgemeinen Nutzen geweihte Leben; dagegen ist ihm das Amt des Bauern und Handwerkers[2]), des Kriegsmannes[3]) und des Herrschers[4]) ebenso heiliger Gottesdienst wie das Amt des Priesters, und die Klöster wollte er ursprünglich in

---

[1]) v. Bezold, Geschichte der Deutschen Reformation S. 142 ff.

[2]) Luther, An den christlichen Adel I, 1: Ein Schuster, ein Schmied, ein Bauer, ein jeglicher seines Handwerks Amt und Werk hat, und doch sind sie alle gleich geweihte Priester und Bischöfe, und ein jeglicher soll mit seinem Amt oder Werk dem andern nützlich und dienstlich sein, daß also vielerlei Werke alle in eine Gemeinde gerichtet sind, Leib und Seele zu fördern.

[3]) Luther, Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können 1526.

[4]) Luther, An den christlichen Adel III, 1.

Schulen verwandeln [5]). Dem Handel steht er mißtrauisch gegenüber, weil er in der Einfuhr aus der Fremde eine Gefahr für Wohlstand und Sitte fürchtet, auch den Gewinn des Kaufmanns im Verhältnis zu Arbeit und Gefahr des kaufmännischen Unternehmens zu groß und zu willkürlich berechnet findet. Ebenso verwirft er im Einverständnis mit der alten Kirche das Zinsnehmen, nicht weil es in der heiligen Schrift verboten sei, wohl aber weil es einen Gewinn ohne entsprechende Arbeit darstelle [6]). Seitdem hat sich von den protestantischen Ländern aus über die ganze christliche Welt der Grundsatz des Apostels Paulus die Herzen erobert: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen [7]). Er schließt zwei Forderungen in sich: er verpflichtet jeden zur Arbeit und verlangt möglichst große Übereinstimmung von Arbeit und Besitz. Ganz von selbst verbindet sich mit diesem Gedanken auch die Wertschätzung des Einzelnen nach seiner Leistung.

b) Diese Anschauungen der Reformation bilden die Grundlage der sozialistischen Wirtschaftsordnung [8]). Sozialis-

---

[5]) Ebenda III, 13.

[6]) S. Eck, Einleitung zu Luther: Von Kaufhandlung und Wucher (Luthers Werke für das christliche Haus VII 494 ff.).

[7]) II. Theff. 3, 10. Vergl. Luther, An den christlichen Adel III, 21: „es fügt sich nicht, daß einer auf des andern Arbeit müßig gehe, reich sei und wohl lebe bei eines andern Übelleben, wie jetzt der verkehrte Mißbrauch geht. Denn St. Paulus sagt: wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ A. Bebel, Die Frau und der Sozialismus [10] S. 265 erklärt zwar voll Verwunderung: „Der Sozialismus stimmt einmal ausnahmsweise mit der Bibel überein, die sagt: Wer nicht arbeitet, soll u. s. w.“ Es ist aber nur Bebels besondere Auffassung des Sozialismus, mit welcher die Bibel höchstens ausnahmsweise übereinstimmt.

[8]) Ritschl hat die Herleitung des Sozialismus aus katholischen Anschauungen versucht (Festrede im Namen der Georg-Augusts-Univer-

mus bezeichnet ja das Streben nach einer Form menschlichen Gemeinschaftlebens, in der jeder Einzelne seinen Wert, seine Pflichten und Rechte aus seinem Dienste an der Gesellschaft ableitet; dem Sozialismus steht gegenüber der Liberalismus, der den Wert des Menschen in die Kraft seiner Selbstbehauptung setzt und sein Recht auf möglichst ausgedehnte Selbstbehauptung nur durch gewisse herkömmliche Rücksichten auf dasselbe Recht der anderen einschränkt; ihm steht aber auch gegenüber das Feudalsystem, das bestimmte Standesunterschiede vor aller Leistung des Einzelnen als durch Erbschaft gegeben voraussetzt und zwar so, daß ihnen von Rechts wegen auch die Besitzunterschiede entsprechen sollten. Die Herrschaft des Feudalsystems ist heutzutage vernichtet; zu seiner Verteidigung hatte sich überall die katholische Kirche mit dem weltlichen Absolutismus verbündet; so in den spanischen Niederlanden, dann in England unter den Stuarts, weiter in Frankreich seit Richelieu bis zur ersten Revolution. Der Sieg der reformatorischen Idee wird hier namentlich deutlich in der Auffassung des Herrschens als eines Berufes, während der Absolutismus die Herrscherstellung lediglich unter dem Gesichtspunkte des Vorrechtes, des göttlichen Gnadengeschenkes angesehen hatte. Allerdings trat an die Stelle des Feudal-

sität zur Feier ihres 150jährigen Bestehens vom 8. August 1887). Er konnte nachweisen, daß schon bei Gratian und Thomas von Aquino die Gütergemeinschaft als dem natürlichen Rechte entsprechend gilt. Aber im Sozialismus handelt es sich keineswegs bloß um Gütergemeinschaft, sondern um die Schätzung des Menschen nach seiner Arbeit für die Gesellschaft. Das ist ein Gedanke, der dem weltflüchtigen Ideal des Katholicismus möglichst entgegengesetzt ist. Die Sozialdemokratie breitet sich bekanntlich hauptsächlich auf protestantischem Gebiete aus.

systems zunächst die Herrschaft des Liberalismus, der jeden für sich sorgen lassen und nur die äußere Ordnung schützen wollte. Aber diese Richtung konnte nicht lange am Ruder bleiben; sie ist widerspruchsvoll in sich selbst: vom Ideal möglichst kräftiger Selbstbehauptung des Einzelnen aus läßt sich die Selbstbeschränkung zu Gunsten anderer höchstens als eine Forderung von vorübergehendem Wert begreifen. Der Liberalismus ist das reine Wiederspiel der feudalistischen Betrachtungsweise. Nicht die Geburt, sondern die That schafft des Menschen Wert. Aber das Ziel der ganzen Entwickelung kann nur der Sozialismus sein. Er bestimmt, welche That wertvoll ist[9]). Jeder ist zum Dienste der Gesamtheit verpflichtet; jeder hat seinen Wert gemäß seiner Leistung für die Gesamtheit; dem Maße der Leistung soll das Maß des Besitzes möglichst entsprechen.

c) Freilich erscheint von diesem Ideal aus der heutige Zustand der Gesellschaft nicht musterhaft. Viele von Natur arbeitskräftige Leute arbeiten nicht; entweder sie wollen nicht arbeiten, weil sie es um ihres materiellen Fortkommens willen nicht nötig haben, oder sie können nicht arbeiten, weil die Gesellschaft erklärt, sie nicht nötig zu haben. Auch die Wertschätzung des Einzelnen richtet sich noch heute keineswegs immer nach der Leistung. Natürliche Begabung, Geburt, Geld verleihen noch immer dem einen Menschen einen Vorzug vor andern, die vielleicht mehr als er geleistet haben. Endlich Arbeit und Besitz sind gar selten gute Freunde. Viele

---

[9]) Es ist also in der Sache wohl begründet, wenn z. B. auch Ritschl (a. a. O. S. 15) Liberalismus und Sozialismus aus derselben Quelle herleitet.

arbeiten nicht, weil sie von frühe auf mit Reichtum gesegnet sind; viele arbeiten ihr Leben lang und gewinnen kaum den notdürftigsten Unterhalt, und zwischen diesen äußersten Grenzen finden sich alle möglichen Spielarten des Verhältnisses von Leistung und Einkommen.

Die Sozialdemokratie glaubt nun die Ursache dieser sozialen Mißstände in der ungleichen Verteilung der Arbeitsmittel gefunden zu haben[10]). Wer mehr hat, gewinnt mehr; wer wenig hat, verliert auch das wenige an den Mehrbesitzenden: das ist eine alte Erfahrungsregel[11]). Der Kleinbauer kann sich bei Getreidemangel nicht helfen; er muß von dem Ertrag des Großbauern zehren, der dafür den Besitz des Kleinbauern nach und nach an sich nimmt, so daß dieser nun auch in guten Erntejahren nur als Arbeiter des Großbauern Brot findet. Ebenso geht es im Gewerbe. Die Nähterin ohne Maschine verliert ihr Einkommen an die rascher und gleichmäßiger arbeitende Nähterin mit Maschine; aber auch diese kämpft vergebens an gegen die großen Kleidergeschäfte, die mit vielen Maschinen arbeiten und an diesen Maschinen die sonst brotlosen Nähterinnen ohne eigene Maschine gegen denkbar geringsten Lohn beschäftigen; schließlich bleibt auch der Maschinennähterin nichts übrig, als in den Dienst solcher großen Geschäfte zu treten. Dasselbe System der Verdrängung läßt sich aber noch auf ganz andern Gebieten beobachten. Ein Zahnarzt ohne die mancherlei für seinen Beruf heutzu-

---

10) J. Stern, Die soziale Krankheit, ihre Ursachen und ihre Heilung² 1889 S. 26 ff.

11) F. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker I, 450 ff. Besonders zu beachten ist die S. 461 f. mitgeteilte Urkunde.

tage vorhandenen Instrumente kann trotz aller Geschicklichkeit neben einem solchen mit diesen nicht bestehen. Eine kleine Privatschule, die vielleicht recht Tüchtiges geleistet hat, geht zu Grunde, wenn eine öffentliche neben sie tritt, deren Zeugnisse mit bestimmten Berechtigungen verbunden sind. In letzterem Fall sind also keineswegs die Arbeitsmittel, sondern zufällig mit der Arbeit verbundene Vorteile, welche den Sieg der öffentlichen Schule gewährleisten. Oft ist auch die Verschiedenheit der Arbeitsmittel nicht von Menschen gemacht, sondern von Natur gegeben. Die schöne Stimme des Sängers wird das Ohr immer mehr erfreuen als der noch so trefflich geübte Gesang einer schwachen, wenig umfangreichen Stimme. Mancher fleißige Gelehrte wird immer hinter dem vielleicht weniger fleißigen, aber geistreicheren Mann, der neue Gesichtspunkte zu erschließen weiß, zurückstehen.

d) Danach ist es zu beurteilen, wenn die Sozialdemokratie eine Einziehung sämtlicher Arbeitsmittel durch die Gesellschaft fordert, damit die Gesellschaft alle mit Arbeit beauftrage, aber auch allen ihren Anteil an dem Ertrag der gemeinsamen Arbeit zuweise. Sie hofft auf diese Weise eine Gesellschaftsordnung herzustellen, in der alle Arbeitsfähigen ihren Fähigkeiten entsprechend arbeiten, aber keiner zu viel arbeiten muß [12]), und in der für die Arbeitsunfähigen in bester Weise

---

[12]) Es ist verständlich, daß die Sozialdemokratie es gern betont, daß die Arbeit der zukünftigen Gesellschaft für jeden nur leicht und mäßig sein werde (Bebel, Frau[10] S. 265; J. Stern, Thesen des Sozialismus[3] 1890 S. 12); man darf es auch nicht auf die Goldwage legen, wenn gelegentlich betont wird, die Arbeit sei ein Segen, vorausgesetzt, daß ihr Ergebnis hauptsächlich dem Arbeitenden selbst zu statten kommt (J. Stern, Religion der Zukunft[3] 1889 S. 79). Solche Worte sind gesprochen vom Standpunkte der Fabrikarbeiter, die tagaus,

gesorgt wird; eine Gesellschaftsordnung, in der alle soviel gelten, als sie arbeiten, vorausgesetzt daß sie arbeiten können; in der jeder Arbeitsfähige vollen Anteil am Gesamterwerbe hat, weil jeder auch vollen Anteil hat an der Gesamtarbeit. Mit dieser Neuordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse hofft die Sozialdemokratie eine bis dahin unfaßbare Erweiterung der technischen und geistigen Weltherrschaft der Menschen herbeizuführen, namentlich aber auch allen Antrieb zum Bösen aus der Welt zu entfernen, weil dann die Nahrungssorge, die Not der Überarbeitung, die Angst um den Sieg im Wettbewerb mit anderen, das Gefühl unverdienter Zurücksetzung wegfallen müsse[13]). Dieses Zukunftsbild, das Bellamy[14]) und Bebel[15]) am ausführlichsten gezeichnet haben, übt auf weite Kreise einen gewaltigen Zauber aus. Die Begeisterung dafür wird mit dem Hinweis auf die verschie-

tagein viele Stunden hindurch eine ihr geistiges Leben in keiner Weise befruchtende, sondern vielmehr abtötende Arbeit zu thun haben. Aus solcher Arbeit muß sich ein gesunder Mensch heraussehnen, und alle Predigt von der Treue im kleinen kann hier nichts helfen.

[13]) Mir ist gänzlich unverständlich, wie Fr. Naumann (Das soziale Programm der evangelischen Kirche 1891) ausrufen kann: „Nur Diesseitigkeit! Kein Wort von höherem Glück als Erdenglück!" (S. 30), nachdem er aus dem ersten Heft der Berliner Arbeiterbibliothek ein Stück aus Bellamy zitiert hat, wo es z. B. heißt: „Die zehn Gebote wurden überflüssig in einer Welt, in der es keinen Anlaß zum Diebstahl mehr gab, keine Gelegenheit, aus Furcht oder Schmeichelei zu lügen, keinen Raum für den Haß, keinen Anreiz zu Gewaltthaten." Hält denn Naumann die Prophezeiung Jer. 31, 31—34 für materialistisch, daß er sagt: „mit diesem Materialismus kann die wahre Christenheit nie einen Bund machen".

[14]) Bellamy, Ein Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887. Deutsch von Gizyki. Leipzig, Reclam.

[15]) Bebel, Frau[10] S. 261—349.

dene Ausführung nicht zerstört, die der eine oder der andere in diesem oder jenem Punkte ihm geben möchte; sie läßt sich auch nicht erschüttern, wenn man die Unmöglichkeit einer Einziehung aller Arbeitsmittel u. dgl. aufdeckt; sie ruht darauf, daß durch die Aufstellung dieses Bildes die Denkbarkeit eines Zustandes gezeigt ist, der dem Ideal in jeder Weise besser entspricht als die Wirklichkeit. Das Zukunftsbild der Sozialdemokratie ist die bestimmte Form, in der sich heute den wirtschaftlich gedrückten Klassen der Glaube an die dereinstige Verwirklichung des Ideals der Arbeit eines jeden im Dienste der Gesamtheit darstellt.

e) Ein solches Ideal ist wie alle Ideale nicht bestimmt, mit einem Schlage zur vollendeten Wirklichkeit zu werden. Aber es ist zu verlangen, daß es der ruhigen Arbeit der Gesetzgebung, die überall auf den geschichtlichen Boden achtet, ein Wegweiser zum Guten sei. Denn dieses Ideal hat sich seit der Reformationszeit lebenskräftig genug erwiesen, um alte, ihm widersprechende Zustände beiseite zu schieben. Es ist kein Zufall, wenn die Sozialdemokratie ihre Haupterfolge auf protestantischem Boden zu verzeichnen hat, denn das Beste an ihr sind die grundlegenden Gedanken, die in der Reformationszeit neue Geltung gewonnen haben. Ideale lassen sich nicht beweisen, aber es läßt sich betonen, daß die allgemeine Wohlfahrt besser im sozialistischen als im feudalistischen oder liberalistischen Staat gedeihen muß[16]). Im sozialistischen Staat

[16]) Die Auffassung des Staates durch Krause und Ahrens (s. z. B. Häpe, Sozialreform und innere Mission, Leipzig 1885), welche dem Staat die direkte Aufgabe der Verwirklichung des Rechtes und die indirekte der Förderung der durch die Gesellschaft zu erstrebenden Kultur-

wird — soweit sich Grundsätze durchführen lassen — für alle gesorgt und keiner vor dem andern außer um des Maßes seiner gemeinnützigen Arbeit willen bevorzugt; es wird aber auch nicht jeder sich selbst d. h. der Willkür des Stärkeren überlassen, während die Staatsordnung nur die rohesten Auswüchse der Gewalt abschneidet. Im liberalistischen Staat kann jeder nur die unangenehme Schranke der eigenen Selbstsucht sehen; für den Feudalstaat werden sich immer nur die bevorrechteten Klassen erwärmen; nur der Sozialstaat hat ein angeborenes Recht, die Liebe aller seiner Bürger für sich zu fordern [17]).

f) Es ist nun schon häufig betont worden, daß die sozialistische Anschauung mit den Bestrebungen des ursprünglichen Christentums übereinstimme. Darüber ist auch sehr viel Falsches geredet worden. Namentlich war es falsch, die von der Apostelgeschichte (2, 44. 45; 4, 32. 34 bis 5, 11) bezeugte Gütergemeinschaft der ersten Christen mit der Gliederung eines auf sozialistischen Grundlagen ruhenden Staats-

---

zwecke zuerkennt, ist wesentlich liberalistisch mit schwachen Zugeständnissen an den Sozialismus. Aber in der Einführung des allgemeinen Schulzwangs z. B. hat doch der Staat keineswegs bloß durch die Gesellschaft zu erstrebende Kulturzwecke gefördert, sondern unmittelbar in die Hand genommen. Der Einwand, ein sozialistischer Staat müsse auch dem Arzt für Patienten, dem Gelehrten und Künstler für Gedanken sorgen, erledigt sich dadurch, daß der sozialistische Staat die Überproduktion von Ärzten verbieten, den Gelehrten- und Künstlerberuf von dem Maß der Begabung abhängig machen kann.

[17]) Karl Oldenberg erklärt in der trefflichen Schrift: Die Ziele der deutschen Sozialdemokratie 1891 nach sorgfältiger Abwägung aller Einzelheiten: „es ist ein Irrtum zu meinen, man könne die sozialdemokratische Lehre verstehen, ohne sich mit ihr ehrlich zu befreunden“ (S. 58).

wesens zu vergleichen[18]). Was die Apostelgeschichte schildert, sind freiwillige Äußerungen christlichen Brudersinnes, wobei nur die Heuchelei des Ananias und der Sapphira bestraft wird, nicht aber deren selbstsüchtiger Widerspruch gegen eine allgemeine Anordnung. Von gemeinnütziger Arbeit, von Wertschätzung des Einzelnen nach seiner Arbeit, von einem Gleichmaß von Besitz und Arbeit ist hier gar keine Rede[19]). Mit den Zuständen der ersten christlichen Gemeinde sind die vom Sozialismus erstrebten Einrichtungen nicht zu vergleichen.

g) Andrerseits ist die Feindschaft, welche die Sozialdemokratie dem Christentum gegenüber zeigt, keineswegs eine strenge Folgerung aus der sozialistischen Staatsauffassung[20]). Die Sozialdemokratie weist ihre Jünger auf die bestehende wirtschaftliche Not hin; sie will, daß diese Not in ihrer ganzen Furchtbarkeit erkannt und empfunden werde; darum mag sie die christliche Predigt von der Pflicht der Geduld, der Versöhnlichkeit, der liebenden Unterordnung nicht hören. Es ist gewiß nicht lobenswert, aber doch sehr begreiflich, wenn sie in den Mahnungen der Kirche die Stimme einer Partei hört, welche das bestehende Unrecht gegen das Recht schütze[21]).

---

18) H. Holtzmann, Die Gütergemeinschaft der Apostelgeschichte in den Straßburger Abhandlungen zur Philosophie, 1884, S. 25—60.

19) Gütergemeinschaft ist nicht gleichbedeutend mit Sozialismus. Vergl. Fr. Naumann (a. a. O. S. 47): „Die Arbeit soll zum allein entscheidenden Faktor für die Verteilung des Genusses der irdischen Güter gemacht werden."

20) Bebel, Frau[10] S. 313—316.

21) J. Stern, Thesen S. 21, zitiert Uhland:

Weiterhin erscheint aber der Sozialdemokratie eben diese wirtschaftliche Not, gegen die sie kämpft, so groß und so schrecklich, daß sie alles Sündenelend nur als Begleiterscheinung des wirtschaftlichen Elendes begreifen will. Und gewiß stammen ja viele Sünden und Laster aus dem Hunger der einen, aus dem Überflusse der andern und aus dem Gefühl dieses Gegensatzes. So hält es die Sozialdemokratie für erfolglos, gegen die Sünde zu predigen, solange die Quelle der Sünde nicht verstopft ist, solange die gesellschaftlichen Ordnungen der Menschen nicht andre geworden sind[22]). Aber diese Ableitung der Sünde aus den wirtschaftlichen Verhältnissen hat für die Sozialdemokratie noch eine weitere Bedeutung, die sie in den offenen Widerspruch gegen das Christentum hineintreibt. Wenn es nur von den äußern Verhältnissen abhängt, ob einer sittlich gut oder böse ist, dann ist der Einzelne nichts als ein Gebilde des Augenblicks, ein Naturwesen, das keinen eigenen Wert beanspruchen darf, die zufällige Wirkung der Kräfte, die bei seinem körperlichen und geistigen Werden zusammentrafen. Und nun führt die Sozialdemokratie unsere Landleute und Arbeiter ein in den bestrickenden Zauberkreis des modernen Weltbildes: die Theorien von Kant-Laplace und Darwin werden mit der Philosophie Spinozas zu einem Ganzen vereinigt,

---

Ich ging zur Tempelhalle zu hören christlich Recht,
Hier innen Brüder alle, dort draußen Herr und Knecht!
Der Festesrede Giebel war: Duck dich, schweig dabei!
Als ob die ganze Bibel ein Buch der Könige sei.

[22]) Bebel, Frau[10] S. 232: „Man studiere die Ursachen der Verbrechen und beseitige diese, und man wird die Verbrechen beseitigen.“ Anmerkungsweise beruft sich Bebel auf Platos Staat: „Verbrechen haben ihren Grund in der Bildungslosigkeit und in der schlechten Erziehung und Einrichtung des Staats.“

dessen Folgerungen für seine Religion nur ein geschulter Geist sich zu entziehen vermag[23]).

Es ist Bebel nachzurühmen, daß er es kräftig betont hat, daß der Mensch als denkendes Wesen sich immerhin scharf von den Tieren unterscheidet[24]). Die Sache wäre vielleicht wert gewesen, eingehender betrachtet zu werden. Vorstellungen, Wünsche, Freuden und Schmerzen sind ja auch der Tierseele sicher nicht abzusprechen. Aber das Besondere des Menschen dürfte wohl sein, daß er seine verschiedenen Vorstellungen zu einem Weltbilde ordnet, in dessen Zusammenhang er sich gestellt weiß; daß er seine Wünsche nicht bloß auf nächste, vor Augen liegende Ziele richtet, sondern auf ferne Ideale, deren Wirklichkeit er nie geschaut, sondern die er nur in Gedanken erfaßt hat, und daß er seine beste Freude im Leben für andere, seinen tiefsten Schmerz in der Trennung von anderen empfindet. Wenn das wirklich die Vorzüge des Menschen sind, so ist es doch sehr verständlich, daß er das, was er fühlt und will, im Zweifelsfall ausspielt gegen das, was er, abgesehen von seinem Fühlen und Wollen, sich vorstellen müßte, daß er angesichts der Trennung von denen, für die er gelebt und gewirkt hat, deren Wohlfahrt sein Ideal gewesen ist, am Glauben an eine

---

[23]) J. Stern, Die Religion der Zukunft[3] 1889. Derselbe hat Spinozas Ethik und theologisch-politischen Traktat für die Reklamsche Universalbibliothek übersetzt. Darauf verweist er in obiger Schrift S. 22.

[24]) Die Frau[10] S. 197: „Der Unterschied zwischen dem Menschen und Tiere ist, daß der Mensch wohl ein denkendes Tier genannt werden kann, das Tier aber kein denkender Mensch ist. Das haben so viele Darwinianer in ihrer Gelehrsamkeit übersehen. Daher der falsche Zirkel, den sie beschreiben.“ Die hervorgehobenen Worte hat Bebel unterstrichen.

andere Welt festhält, wo das hier Begonnene zur Vollendung reifen, und was sich auf Erden trennen muß, wieder vereinigt werden soll. In Bebels neuer Gesellschaftsordnung ist alles vortrefflich; nur die Beseitigung des Todes ist nicht gelungen; er tröstet damit, daß der natürliche Tod mehr und mehr Regel wird[25]). Aber damit ist der schlimmste Schmerz, der Schmerz über die Vergänglichkeit auch der höchsten Werte, nicht gehoben. Denn für die naturwissenschaftliche Erkenntnis liegt es jedenfalls sehr nahe, mit einem dereinstigen Untergang des Menschengeschlechtes auf Erden zu rechnen.

h) Gerade der sozialistische Staat hat aber ein Hauptinteresse an der ungetrübten Lebens- und Arbeitsfreude seiner Bürger. Er macht die Arbeit zur allgemeinen Pflicht, bemißt nach ihr den Wert und den Besitz jedes Einzelnen: so muß er auch dafür sorgen, daß seinen Bürgern eine Welt- und Lebensanschauung eingeflößt wird, die sie gegenüber den Zufälligkeiten und Hemmnissen des Lebens, auch gegenüber dem Tode furchtlos und unabhängig macht, zugleich aber sie zu eifrigster Wirksamkeit am Wohle ihrer

[25]) Die Frau[10] S. 331: „Der moralische und physische Zustand der Gesellschaft, die Arbeits-, Wohn-, Nahrungs-, Kleidungsweise, ihr geselliges Leben, alles wird dazu beitragen, Unglücksfälle, frühzeitige Erkrankungen und Siechtum möglichst zu verhüten. Der natürliche Tod, das Absterben der Lebenskräfte wird mehr und mehr Regel werden.“ Es ist das alte Lied des Sophokles in der Antigone 361 ff.:

Ἅιδα μόνον
φεῦξιν οὐκ ἐπάξεται·
νόσων δ' ἀμηχάνων φυγὰς
ξυμπέφρασται.

Mitmenschen antreibt[26]). Eine so geartete Welt- und Lebensanschauung giebt ohne Zweifel das Christentum.

Es ist Jesus, der gegenüber allem selbstsüchtigen Getriebe der Welt das Wort gesprochen hat: Geben ist seliger denn nehmen (Apg. 20, 35). Er hat erklärt, daß unter seinen Jüngern nicht das Vergewaltigen und Niederdrücken, sondern der Dienst an andern das Kennzeichen wahrer Größe sei (Mc. 10, 42—45). Er hat endlich auch betont: Der Arbeiter ist seines Lohnes wert (Luc. 10, 7). Nirgends begegnet uns sonst in der alten Welt eine so eindringliche Verpflichtung zum Dienste an andern und eine so klar bewußte Wertschätzung des Menschen nur nach dem Maßstabe der gemeinnützigen Arbeitsleistung. Es kann also gar nicht bezweifelt werden, daß die Grundgedanken des Sozialismus eben auf Jesus zurückgehen. Und wenn Jesus seine Jünger von der plagenden Sorge um Nahrung und Kleidung hinweg auf den Vater im Himmel hinweist, ohne dessen Willen kein Haar von ihrem Haupte falle (Luc. 12, 22—31), so will er sie offenbar von der Sorge der Welt freimachen, damit sie in der Welt wirken können. So betont Jesus auch, Gott sei kein Gott der Toten (Mc. 12, 18—27): Der Tod kann Gottes Treue nicht zunichte machen; auch dem Tode gegenüber hält Jesus die Pflicht des Gottvertrauens aufrecht[27]).

[26]) Um die Unmöglichkeit der sozialistischen Gesellschaftsordnung darzuthun, betont man gerne: wo die Not nicht treibt, wird man nicht arbeiten. (Vergl. z. B. das von Eugen Richter entworfene Zerrbild „Sozialdemokratische Zukunftsbilder". Frei nach Bebel. 1891 S. 22. 23.) Aber es heißt am Menschen verzweifeln, wenn man ihm nicht zutraut, daß er jemals dem Stocke des Treibers entwächst.

[27]) Schwally, Das Leben nach dem Tode, 1892, hält die Beweisführung Jesu aus Exod. 3, 6 für eine Probe pharisäischer Exegese.

i) Es ist aber ein großer Segen für die Kirche, daß durch die geistige Bewegung der letzten Jahre die Augen der Theologen auf die gesellschaftlichen Forderungen unseres Glaubens hingewiesen wurden. Wir dürfen für eine solche Entwickelung nur dankbar sein. Sie zeigt den guten Wert des Christentums einer Welt, die in ihrer Weisheit thöricht genug ist, das Christentum für wissenschaftlich überwunden zu halten. Eine so gerichtete kirchliche Gemeinschaft betrügt weder sich noch die andern, indem sie durch Schönheit der Gottesdienste die Ungläubigen an sich zieht: denn ihr kommt es nicht bloß auf gefüllte Gotteshäuser, sondern vielmehr auf gotterfüllte Herzen, auf lebendige Verwirklichung ihrer Ideale im gemeinschaftlichen Leben der Menschen an[28]). Und — was vielleicht das Wichtigste ist — diese Achtsamkeit auf die Wirkungen des Christentums in der menschlichen Gesellschaft weist über die abgeleiteten Erkenntnisquellen unseres Glaubens hinaus und auf Jesum selbst hin, dessen erlösende That gerade darin erfahren wird, daß er jeden in den Dienst des

---

(S. 163.) Ich kann dem beistimmen, sofern in die alttestamentliche Stelle künstlich der Glaube an das Fortleben der Patriarchen eingetragen wird, den der Verfasser von Ex. 3, 6 nicht geteilt hat. Aber man darf nicht übersehen, daß es sich hier nicht wie in dem zweiten von Schwally angeführten Beispiel (Num. 15, 31) um eine Wortklauberei, sondern um das echtreligiöse Verständnis dessen handelt, was es heißt, jemandes Gott sein. Für eine „geläufige pharisäische Interpretation" möchte ich also die Beweisführung Jesu nicht halten.

[28]) W. Herrmann, Religion und Sozialdemokratie (Zeitschr. f. Theol. u. Kirche I, 260): „Das Christentum ist nur da möglich, wo Menschen menschliche Gemeinschaft in einer ganz bestimmten Weise zu pflegen suchen."

andern zwingt und doch auch jeden von aller Sorge der Welt frei macht[29]).

Bisher ist das Bild des Erlösers von der kirchlichen Theologie wesentlich nach der Auffassung des Apostels Paulus und des Evangelisten Johannes gezeichnet worden. Mit diesem Anschluß an große Vertreter des ältesten Christentums hat sich die Kirche vor aller Kleinlichkeit in der Beurteilung Jesu glücklichst bewahrt. Paulus lehrte den Kreuzestod des Gottessohnes als das Geheimnis der Versöhnung verstehen, dadurch wir Vergebung der Sünden und Gewißheit einer neuen Gerechtigkeit erhalten; Johannes lehrte in der Person nicht bloß des verklärten, sondern auch des auf Erden lebenden Christus die Offenbarung des Vaters schauen; zu ihr fühlen sich nach der Darstellung des vierten Evangelisten die Guten hingezogen; denn bei ihm finden sie die Bürgschaft eines ewigen Lebens. Sie wissen sich von dem geliebt, den Gott allezeit liebte[30]).

---

[29]) Herrmann a. a. O. S. 268: Die christliche Kirche hat es dem modernen Sozialismus zu danken, daß — ihr Gesichtskreis erweitert, ihre Gedankenbildung vertieft, kurz, ihr inneres Leben bereichert wird.

[30]) Den geistreichen Ausführungen von Ad. Harnack, Ztschr. f. Theol. u. Kirche II, 189 ff. kann ich nur teilweise beistimmen. Es ist richtig, daß der Begriff des Logos im Prolog des Evangeliums nur dazu verwandt wird, um eine erste Orientierung über den Wert Christi zu geben mittels eines dem gebildeten Leser sofort verständlichen Ausdrucks. Aber das Heilsgut des Johannesevangeliums liegt weit ab von dem jüdischen Begriff des Gottesreiches, es besteht in Wahrheit und Leben. Danach ist auch die Auffassung Jesu umgebildet. Ich muß dabei beharren, daß der Gedanke der Sündenvergebung für das Johannesevangelium eine entscheidende Bedeutung nicht hat trotz 1, 29 und 20, 23: über diese Stellen habe ich mich doch wohl genügend geäußert; 3, 3 ff. ist freilich von einer Erweckung zu neuem Leben die Rede. Aber Sündhaftigkeit ist nicht als der ursprüngliche Zustand ge-

Sowohl Paulus als auch Johannes haben ja nun die sozialen Aufgaben des Christenlebens in den Rahmen ihrer Auffassung von der Erlösung eingegliedert. Die neue Gerechtigkeit, von der Paulus weiß, erfährt nur, wer in ihr lebt; das Gebot des liebenden johanneischen Erlösers ist die gegenseitige Liebe der Jünger Jesu untereinander. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß der Gedanke der Versöhnung bei Paulus und der Gedanke des ewigen auf die Erkenntnis Gottes gegründeten Lebens bei Johannes die soziale Seite des Christentums aus dem Centrum in die Peripherie gerückt haben. So ist es möglich geworden, daß z. B. das apostolische Glaubensbekenntnis über diesen Herzpunkt des ganzen Christenglaubens sich gar nicht ausspricht.

Dagegen leuchtet in den synoptischen Evangelien das geschichtliche Bild Jesu durch eine klar erkennbare Stellungnahme zu dem Gemeinschaftsleben der Menschen hervor[31]). In diesem Bilde ist alles Einzelne beherrscht von dem Gedanken, daß niemand in der Absonderung und Abgeschiedenheit von andern, sondern daß jeder nur im Leben für andere den

dacht, sondern Schwäche und Unkenntnis. Sonst würde 3, 3 in unlöslichem Widerspruch mit 3, 20 stehen. Der Eifer, mit welchem Harnack meine Erklärung von 16, 23 zurückweist, kann mich von der Unrichtigkeit derselben nicht überzeugen. Daß „die unmittelbare Gemeinschaft der Gläubigen mit Gott" eine Zeit lang durch Christus gehindert sein kann, ist allerdings „alexandrinisch" und nicht allgemein christlich.

[31]) Fr. Naumann (a. a. O. S. 7 ff.): „Das Evangelium soll wieder lebendig gemacht werden. Wir verstehen das sehr wörtlich: nach der Zeit, in der wir den Apostel Paulus durchgearbeitet haben, soll eine Zeit kommen, in der wir das Evangelium, vor allem die drei ersten Evangelien, treiben."

wahren Wert seines Lebens genießt. Da sehen wir, wie Jesus ein Heiland der Menschen ist; er beglückt jeden, indem er für das Glück aller sorgt. Er reißt im Namen Gottes aus dem Machtkreis der Sünde heraus, vergiebt im Namen Gottes begangene Sünde, und das alles, um als Gottes Gesandter die Einzelnen in den Dienst der Gesamtheit und jeden in den Dienst seines Nächsten zu zwingen. Er giebt die Gewißheit ewigen Heils über dieses Leben hinaus, indem er jeden mit allen seinen Kräften den mannigfachen Aufgaben dieses Lebens unterordnet. Er offenbart die Liebe Gottes, indem er zeigt, daß Gott die Menschen zu einem alle und jeden beseligenden Ziele geschaffen hat, und daß er sie trotz aller zeitweiligen Irrgänge und Rückgänge doch wirklich zu diesem Ziele hinführt. So erscheint Jesu ganzes Wirken als das Wirken dessen, der mit allem, was er thut und sagt, was er handelt und leidet, den Menschen das höchste Gut bringt, das Gut, durch dessen Besitz alle andern Güter des Lebens erst wertvoll werden.

Und dieses Bild unseres Heilandes finden wir nicht auf dem Wege schwierigen und deshalb leicht irreführenden Gedankenspiels; es ist dasselbe Bild Jesu, wie es in den synoptischen Evangelien dem einfachen Laien jederzeit leicht vor Augen tritt und wie es auch vor der strengsten Prüfung einer Geschichtsforschung bestehen muß, die keineswegs gewillt ist, nach dem Grade der Heiligkeit ihres Gegenstandes verschiedene Maßstäbe der Wahrheit aufzustellen.

II. Das soziale Prinzip Jesu.

Vorbemerkung.

Die synoptischen Quellen werden im folgenden so benutzt, daß bei Parallelberichten aller drei Evangelien Markus bevorzugt wird; wo nur Matthäus und Lukas zusammenstimmen, hat Lukas das Vorrecht, weil er diese Stücke weniger in den Markustext eingearbeitet und überhaupt ihre ursprüngliche Anordnung reiner bewahrt hat. Allerdings hat er öfters gekürzt, aber Matthäus hat auch häufig erweitert. Außerdem mag der Leser die Langeweile verzeihen, die ihm die Zusammenstellung der altbekannten Herrnworte bereitet. Ein Induktionsbeweis verlangt einmal Vorführung des ganzen Stoffes, nicht bloß einzelner Hauptsachen, über die man ohne Rücksicht auf anderes philosophiert. Die Beachtung der in den Evangelien niedergelegten Thatsachen hat in der letzten Zeit Not gelitten. Ich muß es Baldensperger (Das Selbstbewußtsein Jesu im Lichte der messianischen Hoffnungen seiner Zeit² 1892), Joh. Weiß (Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes 1892) und Bousset (Jesu Predigt in ihrem Gegen-

2 *

satz zum Judentum 1892) gegenüber betonen [1]), daß das Verhältnis Jesu zum Judentum aus den synoptischen Evangelien deutlicher erkannt werden kann, als es nach ihren Darstellungen erscheint. Es ist ja unzweifelhaft sachgemäß, wenn man die Aufgabe stellt, „die Persönlichkeit Jesu — soweit dies möglich — von dem Boden aus zu begreifen, auf dem sie erwachsen ist, vom Boden des Spätjudentums“ [2]). Aber das setzt voraus, daß man die Züge dieser Persönlichkeit aus den vorhandenen Quellen sich scharf und deutlich eingeprägt hat; eine oberflächliche Kenntnis kann nicht zu wirklichem Begreifen führen. So mag man es entschuldigen, wenn ich auf dem schon längst von mir eingeschlagenen Wege weiter gehe und ein Verständnis der Person Jesu aus den synoptischen Evangelien selbst zu gewinnen suche [3]). Daß es mir nicht an der nötigen Kenntnis des späteren Judentums fehlt, habe ich schon bewiesen [4]) und werde es demnächst wieder be-

[1]) Auch andere haben dasselbe gefühlt. So sagt H. Holtzmann in seiner Baldenspergers Buch einführenden Besprechung (Theol. Lit. Ztg. 1888 Sp. 81): „Auf genaue Begründung seiner exegetischen Voraussetzungen und Resultate konnte sich der Verfasser — kaum einlassen. Die meisten und vielleicht sachlich gewichtvollsten Angriffe — — werden dagegen gerichtet sein.“ Und ebenso sagt Schürer von Bousset (ebenda 1892 Sp. 444): „So sehr es zu rühmen ist, daß der Verfasser nicht in Buchstabenklauberei verfällt, sondern das Lebendige als Lebendiges erfaßt, so wäre zuweilen doch etwas exaktere Vorführung des Details am Platze gewesen.“

[2]) Bousset a. a. O. S. 6.

[3]) Vgl. meinen Vortrag: Das Christusbild der Geschichte und das Christusbild der Dogmatik 1890; ferner die Abhandlung: Die Offenbarung durch Christus und das Neue Testament (Zeitschr. f. Theol. u. K. I 367 ff.)

[4]) In meinem, freilich nicht bloß für gelehrte Kreise geschriebenen

weisen, wenn man von einem Schüler Schürers diesen Beweis verlangt. Vielleicht zeigt sich auch in meiner Arbeit am Leben Jesu eine gewisse Abhängigkeit von diesem Lehrer: wenigstens hat er in seinem Vortrag: „Die Predigt Jesu Christi in ihrem Verhältnis zum Alten Testament und zum Judentum 1882" im wesentlichen dieselbe Methode befolgt.

A. Jesu Stellung zu Gesetz und Herkommen.

a) Bekanntlich ist Jesus den maßgebenden Kreisen unter seinen Volksgenossen durchaus nicht als ein frommer Mann erschienen. Er war nicht bloß anders als der Anhang der Schriftgelehrten, die Pharisäer; er war auch wesentlich anders als der Täufer Johannes. Es ist sehr fraglich, ob man im damaligen Judentume die gesetzlich gerichteten Kreise von den messianisch gerichteten so scheiden darf, wie das Baldensperger will[1]). Auch in diesem Fall würde der Abstand Jesu von dem allverehrten Johannes (Mc. 11, 32) den Abstand Jesu von den messianisch gerichteten Kreisen seines Volkes zeigen. Denn im Kreise des Johannes wartete man auf das Gottesreich und auf den Messias (Mc. 1, 7. 8; Luc. 7, 20). Aber Johannes „aß nicht und trank nicht", während Jesus ißt und trinkt (Luc. 7, 33. 34); die Jünger des Johannes fasteten gleich den Jüngern der Pharisäer, aber Jesus dringt nicht darauf, daß seine Jünger fasten (Mc. 2, 18). So scheint auch der Täufer an Jesus Anstoß genommen zu haben (Luc. 7, 23).

Buch: Das Ende des jüdischen Staatswesens und die Entstehung des Christentums, Berlin 1888 (= Stade, Gesch. des Volkes Israel II, 271 ff.).

[1]) Bousset S. 30 ff.; Schürer, Theol. Littztg. 1892, Sp. 445.

Aber Jesus weiß, daß er einen neuen Lebensgrundsatz an Stelle alles alten Herkommens setzt, nicht bloß einen neuen Lappen auf das alte Kleid; auch ist er nicht gewillt, den neuen Wein in die alten Schläuche zu gießen, die er doch nur zerreißen würde. Deshalb fasten seine Jünger nicht (Mc. 2, 18—22). Es ist also gewissermaßen eine von Jesus selbst gestellte Aufgabe, aus seinem ganzen öffentlichen Wirken den neuen Lebensgrundsatz zu erkennen, durch welchen er sich wesentlich von seinen Zeitgenossen unterscheidet[2]).

b) Die herrschende Autorität war das Gesetz. Jesus fügt sich dieser Autorität nicht unbedingt. Die kurzen Sittengebote des Gesetzes sind ihm heilig (Mc. 7, 10; 10, 19); die Gebote der Gottesliebe und der Nächstenliebe sind ihm wichtiger als alle andern (Mc. 12, 30. 31); aber wenn seine Jünger durch Ährenausraufen den Sabbat entheiligen, verkündet er, der Sabbat sei für den Menschen da und dürfe dem Menschen keine Last sein. Er erkennt also die Wichtigkeit eines Erholungstages an, verwirft aber das Zerrbild, welches die damalige Übung daraus gemacht hatte. Und weil ihm das Gesetz entgegengehalten wird, beruft er sich auf das Vorbild des als mustergültig anerkannten David, der gegen die Vorschrift des Gesetzes die Schaubrote aß (Mc. 2, 23 bis 28). Damit spricht Jesus einen dem innersten Wesen des

---

[2]) Baldensperger S. 126: „(Die Darstellung) muß rückschließend verfahren, zuvor das leitende Motiv im bekannten Lebensabschnitt des Stifters des Christentums feststellen, um sodann dasselbe als Schlüssel zum Verständnis der ganzen Persönlichkeit und ihrer Entwicklung zu verwerten." Ich kann nur nicht finden, daß Baldensperger dieser Regel gefolgt ist.

Judentums entgegengesetzten Gedanken aus; man kann fromm sein und doch unter Umständen das Gesetz übertreten. Es kann gar nicht genug hervorgehoben werden, welchen Eindruck es machen mußte, wenn Jesus eine offenbare Gesetzesübertretung als solche zur vorbildlichen Handlung stempelte.

c) Eine noch gewaltigere That war seine Erklärung gegen die Reinheitsgebote (Mc. 7, 1—23), um deretwillen er aus dem jüdischen Gebiet wegfliehen mußte (V. 24). Hier handelte es sich um eine ganze Gattung von Gesetzen, welche das jüdische Volksleben auf Schritt und Tritt bestimmten und in seiner Eigenart gegen alles Heidnische abgrenzten. Jesus verkündigt: nichts ist, was von außen an den Menschen herankommt, was ihn verunreinigen könnte, sondern was vom Menschen ausgeht, das verunreinigt den Menschen (7, 15). Also nicht die Berührung eines Heiden, eines Kranken, eines Toten, nicht das Essen der vom Gesetz verbotenen Speisen bestimmt den Unwert eines Menschen vor Gott, auch nicht leibliche Krankheit, die jedenfalls auch als von außen an das Innere des Menschen herandrängend gedacht wird: wohl aber wird sein Wert vor Gott durch das bestimmt, was von seinem Innersten ausgeht, was er selbst denkt, sagt und thut. Damit erklärt also Jesus die sämtlichen Gebote, welche Lev. 11—15 verzeichnet sind und welche den Spürsinn der Schriftgelehrten reichlichst beschäftigten, mit einem Schlage für ungültig[3]).

---

[3]) Es ist mir durchaus unverständlich, wie B. Weiß (zu Mc. 7, 15 bei Meyer) und H. Holtzmann (im Handkommentar) darin übereinstimmen können, daß Jesus hier auf eine Eigentümlichkeit des mosaischen Gesetzes hinweise. „Schon dem Gesetz liege der Gedanke zu Grunde, Verunreinigung des Menschen werde nur bewirkt durch das, was vom Menschen ausgeht, als da sind verschiedene Arten von Flüssen,

Das Urteil über einen Menschen soll nicht beeinflußt werden durch das, was sein Geistesleben gar nicht zu berühren braucht. Wie die Außenwelt auf ihn einwirkt, hängt von der Art ab, wie er ihre Eindrücke geistig verwertet; in den Äußerungen seines Geisteslebens zeigt er, wie er auf seine Umgebung einwirken kann und einwirken will.

d) Weniger einschneidend, aber doch auch ganz unmißverständlich ist die Lossage Jesu vom Gesetz, wenn er die Ehescheidung verbietet, nachdem er sich soeben hat sagen lassen, daß Moses sie erlaubt (Mc. 10, 1—12). Hier macht er geradezu dem Gesetzgeber den Vorwurf, daß er durch Rücksichtnahme auf menschliche Hartköpfigkeit (*σκληροκαρδία*, nicht Hartherzigkeit) mit der Schöpferordnung Gottes in Widerspruch getreten sei. Nach der Schöpferordnung Gottes haben Mann und Frau als untrennbare Einheit, als eine Person zu gelten. Hier ist also Jesus nicht milder, sondern strenger als das Gesetz.

Einzelne Worte über die herrschende Frömmigkeit gehören noch hierher. Jesus straft es, wenn man als Tempelgabe giebt, womit man die Eltern unterstützen soll (Mc. 7, 8—13); er will nicht, daß man ein Opfer bringt, ehe man sich mit seinem Bruder versöhnt hat (Mt. 5, 23. 24); ebenso tadelt

---

Ausschlag, Aussatz und Verwesung." Als ob hier nicht alles (V. 2, 18. 19.) auf die Speisegebote hinwiese, die nach Weiß nicht existieren (keine Speise nehme dem Gliede des Gottesvolkes den Charakter der Gottgeweihtheit), nach H. Holtzmann außer Betracht bleiben. Doch ist *εἰςπορεύεσθαι εἰς* hier notwendig mit „herankommen an" zu übersetzen, da der Streitpunkt unreine Hände sind, die etwas levitisch Verwerfliches berührt haben. Ohne richtiges Verständnis von Mc. 7, 15 kann man aber auch Mc. 7, 24 nicht begreifen.

er auch die frommen Leute, die zwar vom wertlosesten Ertrag ihres Feldes den Zehnten zum Tempel bringen, aber dabei es übersehen, daß sie ihren Mitmenschen zur Barmherzigkeit, Rechtlichkeit und Treue verpflichtet sind. In dem, was ihre Nebenmenschen nichts angeht, sind sie äußerst genau, da seien sie Mücken; aber die schweren Aufgaben des Gesetzes, die es dem einzelnen als Glied der Gesellschaft auferlegt, bekümmern sie nicht: sie verschlingen Kamele (Mt. 23, 23. 24)[4]).

e) Es ist leicht zu erkennen, was der einheitliche Gedanke Jesu ist, aus dem heraus er bald milder, bald strenger urteilt, als das Gesetz und Herkommen verlangte: im Gegensatz zu Fasten, Sabbatruhe, Reinheitsgeboten, Opfer und Zehnten betont er immer wieder das, worin er einen Wert für das gemeinsame Leben der Menschen erkennt. Die sozialen Tugenden stehen ihm höher als die pünklichste Erfüllung ritueller Vorschriften. So leitet er die einzelnen Pflichten nicht ab aus dem, was im Gesetze geschrieben steht, wie das die Predigtweise der Schriftgelehrten war, sondern aus dem Gedanken einer Gemeinschaft der Menschen, in welcher Barmherzigkeit, Recht, Treue, Versöhnlichkeit herrschen. Was diese Gemeinschaft fördert, wie z. B. die Heilighaltung des Ehebundes und die Unterstützung der Eltern ist Pflicht, was auf diese Gemeinschaft nicht einwirkt, wie das Berühren

[4]) Die Worte Mt. 5, 17—19 (Luc. 16, 17) müssen hienach beurteilt werden. Jesus kann sagen, daß es ihm nicht um das Umstoßen von Gesetz und Propheten zu thun sei, sondern daß er von ihnen gepredigte Grundsätze erst voll zur Geltung bringen wolle. Aber um Häkchen und Jod im Gesetz war er sicherlich noch viel weniger besorgt, als um die Gebote über Sabbat, Reinheit und Ehescheidung.

oder Essen des Unreinen, das Fasten und die qualvolle Sabbatstrenge giebt Jesus frei [5]).

B. Jesu Verkehr mit den Sündern.

a) Aber Jesus verstößt nicht bloß vielfach gegen Gesetz und Sitte in seinem Volk; er lebt auch in schlechter Gesellschaft. Er sitzt bei Zöllnern zu Gaste, verrufenen Leuten, von denen bekannt ist, daß sie aus dem Übervorteilen anderer ihr Geschäft machen (Mc. 2, 15. 16; Luc. 19, 1—10); der Pharisäer Simon, der Jesum zu Tische geladen hat, erschrickt nicht wenig, wie er sieht, daß ihm durch diesen Fremden ein bekanntes sündiges Weib in das Haus gelockt wird (Luc. 7, 39). Man versteht, welchen Anstoß dieser Verkehr mit den untersten und schlechtesten Schichten des Volkes erregen mußte, besonders da er von einem Manne ausging, welcher die herrschende fromme Sitte mißachtete, von welchem man also eine Besserung der Leute, mit denen er verkehrte, kaum erwarten mochte. Er schien nicht der Bußprediger, er schien der Geselle der Zöllner und Sünder zu sein (Luc. 7, 34).

Und doch liegt nicht sowohl in der Lossage vom Gesetz als in der klar bewußten Hinkehr zu den Sündern die ent-

---

[5]) Es mag an dieser Stelle noch besonders hervorgehoben werden, daß Jesus allerdings in keiner Weise ein fertiges System von Gedanken in sich getragen und nach und nach zum Ausdruck gebracht hat. Aber daß er nicht darin seine Größe hat, daß er, unbewußt höherer Ziele, aus der Unmittelbarkeit seines Wesens heraus predigt (Bousset a. a. O. 55; 123 f.), zeigt sich in dem hier geführten Nachweis, daß Jesu ganzes Wirken auf eine sittliche Liebesgemeinschaft der Menschen hinziele. Das ist kein System, aber ein Prinzip. Ich kann nicht zugeben, daß „das Größte im Menschenleben immer im Unbewußten liegt“.

scheidende That Jesu vor. Das eine wie das andere war ein Wagnis. Neben der Erfüllung des Gesetzes predigte der Pharisäismus nichts so sehr wie die Abkehr von den Sündern. Das Volk im Land ist die unheilige Masse, mit der nach pharisäischer Auffassung der Fromme nichts zu thun haben soll[1]). Da beginnt Jesus ein Heilandwerk, über das kein anderes hinausgreift. Nicht Absonderung von dem Sünder thut not, sondern Gemeinschaft aller im Guten ist das Ziel, hinter dem jede sonstige Aufgabe des Lebens zurücktritt.

b) Es gehört zu dem Ineinander von Notwendigkeit und Freiheit, wie es die ganze Menschheitsgeschichte darstellt, daß auch die Offenbarung eines Neuen immer eine bestimmte Veranlassung im Bestehenden braucht. So knüpfte Mose die israelitischen Stämme durch den Glauben an den gemeinsamen Schutzgott Jahve zur Einheit eines Volkes zusammen; die Religionsmengerei unter Ahab veranlaßte Elia, auf die alleinige Verehrung Jahves in Israel zu dringen; die Zerstörung der altheiligen Gotteshäuser und Gottesbilder durch die Assyrier brachte Jesaja zu der Erkenntnis der geistigen Art des Gottes Israels; die Reform des Josia war hervorgerufen durch das Bedürfnis, die zersplitterten Kräfte des Landes zu einer starken Einheit zusammenzufassen; die Verpflichtung des Volkes auf das Gesetz durch Esra und Nehemia war durch den Gegensatz der Hoffnungen des Judentums und einer wenig hoffnungsvollen Gegenwart bedingt; ohne den Religionsfrevel des Antiochus IV wäre die religiöse Erneuerung Israels nicht erfolgt, ohne die pharisäische Absonde-

[1]) Vergl. meinen Aufsatz Ztschr. f. Theol. und Kirche I, 377. 378.

rung der Frommen von den Sündern hätte die Offenbarung durch Jesus keinen geschichtlichen Boden[2]).

c) Jesus that nun alles, um den Anstoß an seinem Verkehr mit den Sündern möglichst gründlich zu beseitigen; er will nicht aus einer persönlichen Laune nur mit ihnen verkehren; er will in dieser Hinsicht vorbildlich sein; er ist sich also der Richtigkeit seiner Handlungsweise in ihrem Unterschied von der Handlungsweise der andern klar bewußt.

Bei den Sündern findet Jesus größere Empfänglichkeit für seine Eigenart. Schon der Täufer fand unter Zöllnern und Dirnen bußfertige Leute, dagegen blieben ihm die Gesetzeskundigen fern, die zwar gerne und leichthin Gott Gehorsam versprechen, aber an eine Erfüllung ihres Versprechens nicht denken (Mt. 21, 28—32). Die, an welche naturgemäß die Einladung zum großen Abendmahl (Luc. 14, 16—24) zu der Hochzeit des Königssohnes (Mt. 22, 1—14) zuerst ergeht, kommen nicht; wohl aber kommen die verachteten Krüppel und Lahmen von der Landstraße, an die niemand gedacht hat, — nicht die Heiden im Gegensatz zu den Juden, sondern die verworfenen Kreise des Volkes im Gegensatze zu den angesehenen Frommen. Diese Sünder müssen sich freilich

[2]) Es ist zu beklagen, daß die neuern Arbeiten, welche Jesus vom Boden des Spätjudentums aus verstehen wollen, diesen in den Evangelien so scharf betonten Verkehr Jesu mit den Sündern gar nicht beachten. Da kann ihnen denn auch nicht die Gestalt Jesu, „scharf gemeißelt in Zügen lebendiger Wahrheit" entgegentreten, wie das Bousset (a. a. O. S. 5) verlangt. Diese Eigenart Jesu läßt sich freilich nicht aus irgend welchen jüdischen Anschauungen erklären; aber trotzdem hat sie ihren Boden in der damaligen Geschichte des jüdischen Volks; sie war die Antwort auf eine im Judentum damals brennende Frage.

entschließen, ein Gewand anzulegen, das in den hochzeitlichen Saal paßt. Ebenso ist das Gleichnis von den bösen Weingärtnern gemeint, denen der Weingarten genommen wird, nachdem sie die Knechte und den Sohn des Besitzers getötet haben (Mc. 12, 1—12). Nur auf die Führer, nicht auf die Masse des Volkes ist dieses Gleichnis zu beziehen (V. 12). Jesus sieht eine Zeit vorher, da sich das Urteil über die rechte Frömmigkeit umgestaltet hat; da werden die jetzigen Führer ihre Führerschaft verlieren[3]).

Und Jesus weiß, woher die größere Empfänglichkeit der Verworfenen stammt. Je tiefer die Not ist, desto größer ist die Liebe zum Retter. Das hat Jesus an sich persönlich erfahren (Luc. 7, 41—46); das weiß er von dem Verhältnis des Menschen zu Gott: Der Zöllner hat reicheren Gewinn von seinem Gebet als der Pharisäer (Luc. 18, 10—14). Deshalb muß der Arzt zu dem Kranken gehen (Mc. 2, 17); wo die Sünde als Not empfunden wird, da muß Jesus helfen. Die Sünde ist eine Not. Wie eine fremde beherrschende Macht drängt sie sich in das Geistesleben des Menschen herein. Selbst wenn es einmal geglückt ist, den bösen Dämon auszutreiben, kehrt er im unbewachten Augenblick doch gerne und zwar mit sieben gleichartigen Genossen, also stärker gerüstet denn je, in die leere Behausung zurück, und das Ende eines solchen Menschen ist schlimmer als sein Anfang (Luc. 11, 24—26)[4]).

---

[3]) Ztschr. f. Theol. Kirche I, 372, 373.

[4]) Die Interessen der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit vereinigen sich heute im Eifer für eine nichtsinnbildliche Auffassung dieser Worte. Es gilt als Zeichen vorurteilsfreier Gelehrsamkeit, anzuerkennen, daß Jesus nicht bloß glaubte, Besessene zu heilen, sondern auch über die etwaigen Folgen der Wiederkehr dieser Besessenheit sich weitläufig

Und solche Hilfleistung ist ein Gottesdienst: es giebt keine größere Freude im Himmel, als wenn eine Menschenseele gerettet wird. Die Leute, die sich für rechtschaffen halten und die der Welt für rechtschaffen gelten, lassen sich nicht zur Buße rufen: aber dafür hat auch Gott nicht so viel Freude an ihrer neunundneunzig als an einem geretteten Sünder. Das betont Jesus in immer neuen Bildern, weil ein großer Teil seines Volkes glaubt, Gottes Heiligkeit wolle ebenso wenig von dem Sünder wissen, als sich der fromme Israelit durch Verkehr mit den Sündern beflecken dürfe. Jesus muß also gleichzeitig mit der bestehenden Sitte auch den bestehenden Gottesbegriff umgestalten. Gott nimmt den bußfertigen Sünder freudig auf wie der Vater den heimkehrenden verlorenen Sohn; er geht auch selber dem irrenden nach wie die arme Frau mit dem Licht alle Winkel und Ecken nach der verlorenen Drachme durchsucht, wie der Hirte im unwegsamen Gebirge dem verlaufenen Schäflein nachgeht. In diesen Gleichnissen liegt ja nur eine mächtige Berufung an das Gewissen, d. h. an die bereits vorhandene sittliche Bildung der Zuhörer. Wie nach der ihnen geläufigen Anschauung der Hirte, das arme Weib, der Vater eines verlorenen Sohnes handeln wird, so muß ja auch Gott handeln, wenn er wirklich das vollkommene Wesen ist. Die Gemeinschaft mit dem Geretteten muß ihm mehr wert sein als die Strafe des Verlorenen. Dann aber wird mit diesen Gleichnissen (Luc. 15) auch die Pflicht ein=

äußerte. Und es gilt als Zeichen von Frömmigkeit, wenn man solchen zweitausend Jahre alten Glauben teilt. Daß man damit in das Bild Jesu einen durchaus fremdartigen Zug bringt, hindert die Gelehrsamkeit nicht, so wenig es diese Art Frömmigkeit hindert, wenn die Besten unter den Zeitgenossen der Kirche betrübt den Rücken kehren.

geprägt, sich nach demselben Grundsatz zu richten, den man als Gottes würdig erkannt hat. Jesu Jünger sollen barmherzig (vollkommen) sein, wie ihr Vater im Himmel (Luc. 6, 36 Mt. 5, 48[5]).

Dazu zwingt sie ein wichtiger Grund. Jesus weiß, daß niemand gut ist außer dem einigen Gott (Mc. 10, 18); er setzt bei seinen Hörern ohne weiteres die Erkenntnis ihrer Schlechtigkeit voraus (Luc. 11, 13); er läßt seine Jünger wie um das tägliche Brot um Vergebung ihrer Schuld beten (Luc. 11. 3. 4); häufig geht er in seinen Reden von dem als selbstverständlich vorausgesetzten Eingeständnisse aus, daß jeder Verzeihung seiner Schuld nötig hat. Wer nun von dem heiligen Gott Vergebung erwartet, den darf seine eigene Heiligkeit nicht abhalten, anderen zu vergeben (Mc. 11, 25; Mt. 18, 21—35). Er soll nicht richten, wenn er nicht selbst gerichtet sein will (Luc. 6, 37. 38). Seine eigene Schuld soll ihn an die Pflicht mahnen, anderen zu helfen, wie der gottlose Haushalter aus Furcht vor der Rechenschaft, die er seinem Herrn ablegen soll, zur Hilfleistung an andern sich treiben läßt (Luc. 16, 1—9). Auf dem Wege zum Richter ist es gut, sich

[5]) Der Gedanke der Vorbildlichkeit bezw. Nachahmung Gottes ist dem Alten Testament durchaus fremd. Die Forderung an Israel, heilig zu sein, wie Gott heilig ist (Lev. 11, 44. 45; 19, 2; 20, 7) fordert nur die Absonderung Israels von den andern Völkern entsprechend der Absonderung seines Gottes von der Welt, nicht aber ein Gleichwerden mit Gott in dessen positiven Eigenschaften. Dieser Gedanke konnte erst erreicht werden, als im Anschluß an den Platonismus der Gottesbegriff mit dem Ideal des Guten identifiziert wurde (Mc. 10, 18). Wer mit Bousset (S. 34) meint, daß seit den Makkabäerkämpfen das griechische Leben ganz aus den Grenzen Palästinas verdrängt wurde, dem ist nur zu raten, daß er Schürers Gesch. d. jüd. Volkes im Zeitalter Jesu Christi § 22. 23. gründlich studiere.

mit seinem Gegner zu versöhnen (Luc. 12, 58. 59). Die Heiligkeit Gottes ist also ein zwingender Grund, mit andern, vor allem auch sündigen Menschen Gemeinschaft zu halten, ob man die Vorbildlichkeit Gottes für die Menschen oder den Abstand der Heiligkeit Gottes von der Sünde der Menschen betont.

Aber Jesus kennt auch recht wohl die Stimmung und die Gründe, die seiner Anschauung gegenüberstehen. Der brave Sohn ist innerlich empört über die Freude des Vaters bei der Heimkehr des Verschwenders (Luc. 15, 28); die Arbeiter, die des Tages Last und Hitze getragen haben, murren, wenn ein gütiger Herr auch denen den vollen Tagelohn giebt, die erst in der letzten Stunde des Tages bei ihm Arbeit gefunden haben (Mt. 20, 1—16). Also Jesus weiß, daß es mancherlei Lebensverhältnisse giebt, in denen nicht der Maßstab der Güte und Liebe, sondern der einer ausgleichenden Gerechtigkeit angelegt zu werden pflegt: so will der Bruder neben dem Bruder, der Arbeiter neben dem Arbeiter sein Recht behaupten. Aber schöner erscheint es Jesu, wenn der Bruder sich mit dem Vater über die Rettung des Bruders freut, wenn der Arbeiter die Güte des Arbeitgebers gegen seine Arbeitsgenossen gerne sieht. So ist es auch schöner, wenn die Guten — soweit man von Guten reden darf — sich über die Rettung der Bösen, als wenn sie sich über ihre Bestrafung, ihren Untergang freuen. Das letztere ist bekanntlich eine dem Judentum sehr geläufige Vorstellung[6]).

[6]) Jes. 66, 24; Henoch 27, 3. 4; 62, 12; 48, 9. 10; Sapientia 5, 2; Apok. Joh. 6, 10.

Aber immer mochte ein Einwand gegen den Verkehr mit dem Sünder berechtigt erscheinen; die äußere Berührung mit ihm kann freilich der Reinheit des Herzens nicht schaden, auf die es Jesus allein ankommt (Mt. 5, 8); aber von den Sündern geht auch eine Macht der Versuchung und Verführung aus. Diese Gefahr hat Jesus sehr ernst ins Auge gefaßt. Er warnt vor allem Ärgernisgeben, insbesondere natürlich die Kreise, denen er wieder bessere Gesellschaft zuführen will; nichts ist dem Menschen schlimmer, als wenn er einen sittlich unfertigen Menschen verführt und zu Fall gebracht hat (Luc. 17, 1. 2). Aber auch jeder Jünger soll in sich gegen die Sünde kämpfen. Lieber soll einer Auge, Hand oder Fuß hingeben, die ihn zur Sünde reizen wollen, als daß er diesem Reize nachgiebt (Mc. 9, 43—47). Lieber soll er Vater und Mutter, Haus und Hof, Weib und Kind, ja sein eigen Leben opfern, als daß er das Evangelium aufgiebt, welches die ganze Richtung seines Lebens bestimmt (Mt. 10, 37—39[7]) Mc. 10, 28—31). Und der Mut, mit dem Jesus seine Jünger in den Verkehr mit den Sündern schickt, erklärt sich aus der Freude, die der neue Lebensinhalt ihnen gewährt. Wer seinem Worte nachlebt, hat sein Haus gleich einem tüchtigen Baumeister nicht auf Sand, sondern auf den Felsen gebaut, wo es gegen Sturm und Wetter geschützt ist (Mc. 6, 47—49). Die eigene Liebesthätigkeit ist ja getragen von der Gewißheit der gleich-

---

[7]) Die Liebe, die Jesus hier für seine Person fordert, kann nicht anders gemeint sein, denn als Liebe zu dem durch ihn gebrachten und vertretenen Prinzip. Das schließt selbstverständlich die innigere auf Dankbarkeit gegen den Bringer des Heils gegründete Liebe nicht aus.

gerichteten Liebe Gottes: darum will Jesus von einer Sorge über die Pflicht hinaus nichts wissen (Luc. 12, 22—32); das Gottvertrauen verleiht eine Herrschaft über die Welt, welche die größten äußern Hindernisse überwinden läßt. Dieses Gottvertrauen wird festgehalten im Gebet (Mc. 11, 23—25). Dazu gehören nicht viele Worte: Gott weiß ja auch ohne Gebet die Bedürfnisse eines Menschen (Mt. 6, 7. 8); das Mustergebet, das Jesus seinen Jüngern giebt, enthält nur die Anrede ‚Vater' und fünf kurze Bitten (Luc. 11, 1—4); aber der Betende soll aus dem Gebet die Gewißheit der göttlichen Hilfe schöpfen und dadurch in den Versuchungen des Lebens fest werden (Mc. 14, 38). Diese Festigkeit des Charakters preist Jesus auch an dem Täufer, der kein vom Winde bewegtes Rohr, kein Mann in weichen Kleidern gewesen ist, dem gegenüber die andern Zeitgenossen wie die Kinderchen am Markte erscheinen, die bald im Spiel lachen, bald im Spiel weinen und sehr unzufrieden sind, wenn einer nicht mithalten will (Luc. 7, 24. 25; 31. 32).

d) Das ist also deutlich: es handelt sich bei Jesu Verkehr mit den Sündern nicht um ein unbewußtes Handeln, wie uns Bousset glauben machen möchte, freilich ohne auch nur diese hervorstechende Besonderheit des Wirkens Jesu zu erwähnen; es handelt sich auch nicht um ein zufällig entstandenes Verhältnis, das Jesus hinterher zu verteidigen sucht; es handelt sich um die Aufrechterhaltung eines Grundsatzes, den Jesus in bewußtem Gegensatz gegen die Pharisäer ausbildet: „Es ist falsch, wenn sich der Kreis der Rechtschaffenen von der großen Masse der Gottlosen trennt; es ist Pflicht der Frommen, mit den Andern trotz dieser Verschiedenheit Gemein-

schaft zu halten" [8]). Und Jesus giebt die genaue Regel für diese Gemeinschaft an.

Er will nicht im Verkehr mit dem Sünder die hochmütige Herablassung, die den Balken im eigenen Auge vergißt, wenn es gilt, den Splitter aus dem Auge des Bruders zu ziehen (Luc. 6, 41, 42). So hilfreich jeder dem anderen bei dessen sittlicher Arbeit zur Seite stehen soll, so muß er doch immer bedenken, wie sehr er selbst noch sittliche Hilfleistung braucht. Wahre Gemeinschaft ist ja nur bei gegenseitiger Förderung vorhanden, nicht aber wo der eine allein giebt und der andere allein empfängt. Auch die Pharisäer lehrten ja das Gesetz; aber sie rührten nicht einen Finger, um die Lasten zu tragen, die sie den andern auferlegten (Mt. 23, 2. 4).

Hochmütige Herablassung stiftet nichts Gutes, ebenso wenig der unkluge Eifer, welcher das Heilige den Hunden giebt und die Perlen vor die Säue wirft. Den Verkehr mit dem Sünder verlangt Jesus, aber er fordert Vorsicht im Gespräch über die höchsten Dinge. Sonst werden die Perlen von den Schweinen zertreten, und ihr Zorn wendet sich hinterher gegen die, welche über solches Zertreten keine Freude

[8]) Baldensperger (a. a. O. S. 137 Anm. 2) schreibt: „an seiner principiellen, gefühlten, inneren Freiheit vom Gesetz ist die Originalität Jesu und also auch des Christentums zu ermessen. Nicht seine einzelnen Gedanken sind als einzigartig nachzuweisen, wofür Parallelen sowohl in den Klassikern als auch im Judentum zu finden sind." Freiheit vom Gesetz ist ein negativer Begriff, der notwendig eine positive Ausfüllung verlangt. Es dürfte sich doch kaum ein Klassiker oder Jude finden, der in klarem Widerspruch mit der Anschauung seiner Volksgenossen den Verkehr mit den Sündern für Frömmigkeit achtet und daraufhin eine Gemeinde gründet.

zeigen (Mt. 6, 6[9]). Also unvorsichtiges Reden von dem, was heilig ist, bringt nicht nur keine Frucht, sondern stört auch die um ihrer selbst willen erstrebenswerte Gemeinschaft.

Aber was kann Gemeinschaft mit dem Sünder helfen, wenn man von den höchsten Dingen nicht redet? Jesus kennt ihren Wert. Er weiß, seine Jünger müssen das Salz der Erde, das Licht der Welt sein. Wie die Stadt auf dem Berge nicht verborgen bleibt, wie das Licht nicht unter den Scheffel gestellt wird, so leuchtet in der Welt auch ohne viele Worte die gute Art und die guten Thaten der Christen. Diese guten Thaten müssen den Beschauer zurückweisen auf den Gott, um des willen sie geschehen, und die gute Art der Christen muß auf ihre ganze Umgebung Fäulnis abwehrend wirken wie das Salz, und nur eine Gefahr ist: daß nämlich das Salz selbst seine Kraft verliert und unbrauchbar wird. Davor müssen sie sich bewahren. Die Jünger Jesu sollen also bei ihrem Verkehr mit den Sündern Mission treiben, aber nicht durch Worte, sondern durch ihr ganzes Thun und Wirken (Mt. 5, 13—16). Das Ideal in ihnen wirbt Jünger für Jesus, ohne daß sie es wissen[10]).

Freilich giebt es auch Werke, die nur im Verborgenen geschehen sollen. Jesus nennt das Almosengeben, das Beten

---

[9]) Jesus begründete wahrscheinlich mit diesem Wort das Verbot, von seiner Messianität zu reden (Mc. 8, 30). Ohne tieferes Verständnis seines ganzen Wirkens mußte eine solche Rede unverstanden und anstößig bleiben.

[10]) Es ist namentlich dem Sulzeschen Gemeindeideal (die evangelische Gemeinde 1891 S. 22—52) gegenüber nicht unwichtig, daß Jesus nirgends eine bewußt erzieherische Einwirkung des einzelnen auf die andern fordert oder auch nur erlaubt. Dagegen wendet sich gerade Luc. 6, 41. 42. Die Einwirkung soll auf das Vorbildliche beschränkt sein.

und Fasten (Mt. 6, 1—18). Beten und Fasten begründen kein Verhältnis des Menschen zum Menschen; darum gehören sie nicht vor die Menschen. Almosen sollen freilich Gemeinschaft stiften, aber nur zwischen Geber und Empfänger, und dieser Zweck leidet not, sobald noch andere um das Geheimnis des Almosens wissen. Der Jünger Jesu muß oft notgedrungen öffentlich handeln; er soll mit dem Beweise seiner Trefflichkeit sich nicht hervordrängen.

Gemeinschaft soll der Jünger Jesu namentlich mit dem Sünder halten, der sich an ihm vergeht (Luc. 6, 27—36; Mt. 5, 39—48). Auch Zöllner und Heiden halten ja mit Freunden und Brüdern Gemeinschaft; aber wer seinem Vater im Himmel gleichen will, muß seine Feinde lieben, wie Gott auch den Bösen Sonnenschein und Regen zu teil werden läßt. Nicht bloß mit der äußern That soll er dem Feinde wohlthun, der ihm schaden möchte; auch von Herzen soll er die Wohlfahrt seines Feindes wünschen, ihn segnen und für ihn beten. Die Gemeinschaft, die der andere brechen möchte oder gebrochen hat, soll er innerlich und äußerlich zu bewahren suchen [11]).

Jesus verlangt auch, daß man erlittenes Unrecht nicht vergelte, sondern durch gesteigerte Freundlichkeit erwidere. Er thut das bekanntlich in den schwierigen Worten: man soll dem Bösen nicht widerstehen; man soll, auf den einen Backen

---

[11]) Bousset (a. a. O. S. 50) betont mit Recht, daß das Gebot der Feindesliebe für die sittliche Auffassung Jesu besonders charakteristisch sei. „Ein solches Gebot ist nicht nur auf den Boden des Judentums eine Unmöglichkeit, auch in kein irgendwie asketisch gestimmtes Lebensideal paßt dieses Gebot hinein". Daß es doch Bousset gelungen wäre, in Jesu Predigt etwas mehr als eine ungeordnete Reihe geistvoller Einfälle zu sehen. Das Verhängnisvolle ist, daß er gerade auf diese Art der Predigt Jesu das Hauptgewicht legt.

geschlagen, den andern darbieten; statt um seinen Mantel zu rechten, soll man den Rock mitsamt dem Mantel hingeben; statt einer erzwungenen Meile, soll man lieber zwei gehen; jedem Bittenden soll man geben; von dem Borgenden soll man sich nicht abwenden (Mt. 5, 39—42). Bei der Auslegung dieser Worte ist man immer sehr bereit, auf die offenbar bezweckte Übertreibung hinzuweisen, weil man das beunruhigende Gefühl hat, daß bei solchen Grundsätzen dem Unrecht ja Thür und Thor geöffnet wird. Aber dabei übersieht man den Zweck Jesu, den er auch bei Aufstellung dieser Grundsätze offenbar befolgt. Das Unrecht des andern soll uns nicht von der Gemeinschaft mit dem andern zurückhalten. Ohrfeige auf Ohrfeige stellt höchstens das frühere Verhältnis gegenseitiger Gleichgültigkeit notdürftig wieder her; wenn vor dem Richter mir das Recht auf meinen Mantel zugesprochen wird, den ein anderer begehrt, so ist der andere verdrießlich, und ich behalte meinen Mantel; wenn ich mich sträube, die eine Meile zu gehen, oder dem andern das zu geben, was er von mir geschenkt oder geliehen haben will, so stifte ich keine Gemeinschaft mit ihm und kann auch nicht weiter auf ihn einwirken. Durch solche freundliche Einwirkung könnte aber künftigem Übel oder Unrecht besser gesteuert werden als durch augenblickliche Behauptung des Rechtes [12]). Nichts ist falscher,

[12]) Man könnte einwenden, daß allzu große Nachgiebigkeit auch keine sittliche Gemeinschaft stifte, weil sie den Nachgiebigen verächtlich erscheinen lasse. Aber das trifft doch nur zu, wenn die Nachgiebigkeit Zeichen unmännlicher Willensschwäche ist. Wer aber thatkräftig sich jederzeit in den Dienst seiner Mitmenschen stellt, wird nicht in Gefahr kommen, der Willensschwäche geziehen und deshalb verachtet zu werden. Er ist kein Rohr, das der Wind hin und her wehet, sondern hat sein Haus auf den Felsen gegründet.

als diese Worte für Anweisungen zu einer weltverneinenden Askese zu nehmen; sie sind durchaus vom Standpunkte des positiven Ideals Jesu aus gedacht.

C. Das Gemeinschaftsideal.

a) Dieses Ideal führt Jesus unmittelbar vor im Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Luc. 10, 30–37). Der wird dem Verwundeten und Beraubten dadurch der Nächste d. h. der Freund (ὁ πλησίος = רֵעַ), daß er ihm hilft. Er steht seinem Herzen fortan näher als Priester und Levit, die an ihm vorübergegangen sind und haben ihn hilflos liegen lassen. Also Hilfeleistung stiftet Gemeinschaft. Sie macht Leute zu Freunden, die sich fremd waren, bringt Menschen einander nahe, die sich fern standen. *Keiner soll fragen: Wer ist mein Nächster und Freund, so daß ich ihm zur Hilfe verpflichtet bin; er soll jeden dadurch sich zum Freunde machen, daß er ihn wie einen Freund behandelt.* Jesus begründet die Pflichten seiner Jünger nicht durch den Hinweis auf die Gemeinschaften, die bereits bestehen; er schafft vielmehr durch seine Jünger erst eine große, allumfassende menschliche Gemeinschaft, indem er einen zur Hilfe am andern verpflichtet. Diese Verpflichtung ruht aber für jeden auf der Erkenntnis, daß Geben seliger ist denn Nehmen (Act. 20, 35). Das seligste Leben lebt nicht, wer von andern möglichst viel empfängt oder nimmt, sondern wer den andern giebt, ihnen hilft, sie im weitesten Sinn unter-

stützt. Glücklich ist nur das Leben, das dem Dienste vieler geweiht ist[1]).

b) Damit ist auch der Maßstab dessen gegeben, was unter Christen als groß zu gelten hat. Jesus spricht ihn den ehrgeizigen Zebedäussöhnen gegenüber aus, die besondere Plätze im Himmelreich begehren. Nicht im Unterdrücken und Vergewaltigen, sondern im Dienen hat der Christ seine Größe zu suchen. Wer unter euch will der erste sein, der sei aller Knecht (Mc. 10, 42—45). Also Jesus kennt einen berechtigten Ehrgeiz: er verurteilt es nicht, wenn einer der größte und erste sein will, aber er verurteilt es, wenn einer durch Pochen auf seine Macht und sein Recht die andern niederhält. Wahrhaft groß ist nur der, welcher möglichst viele fördert und sie alle dadurch zu seinen Freunden macht.

c) Wie heilig Jesus diese Aufgabe gegenseitiger Dienstleistung war, sieht man daraus, wie ernst er die Unterlassung solcher Pflichten beurteilt. In der großen Gerichtsrede nennt er unter den Verworfenen nur solche, die den Hungrigen nicht gespeist, den Durstigen nicht getränkt, den Fremdling nicht beherbergt, den Nackten nicht gekleidet, den Kranken und Gefangenen nicht besucht haben (Mt. 25, 31—46).

[1]) Man kann also wohl von einem internationalen Sozialismus Jesu reden; aber derselbe unterscheidet sich von dem unserer Sozialdemokraten dadurch, daß er das Lebensglück nicht sowohl im gemeinsamen Genuß des durch gemeinsame Arbeit Errungenen, als vielmehr in der gemeinsamen Arbeit selbst sucht. Eben darin liegt die sittliche Eigenart der Predigt Jesu gegenüber den Bestrebungen der Sozialdemokratie, welche den wirtschaftlichen Standpunkt nicht überwindet. Merkwürdigerweise stellt Bousset (a. a. O. S. 50) die Begriffe „sozial“ und „universal“ einander gegenüber.

Also die Unterlassungssünde steht der Thatsünde vollkommen gleich. Der reiche Mann kommt nur deshalb in die Qual, weil er dem armen, kranken Lazarus vor seiner Thür nicht geholfen hat (Luc. 16, 19—31). Es ist Pflicht, daß die mancherlei Menschen nicht gleichgültig aneinander vorübergehen, sondern daß sie gemeinschaftlich füreinander sorgen (Luc. 10, 30—37).

d) Im Dienste dieser Aufgabe sollen sie die mancherlei Gaben verwenden, die ihnen Gott zu treuer Verwertung anvertraut hat (Mt. 25, 14—30). So erscheint alles Eigentum, mag es geistiger oder stofflicher Art sein, als Mittel der Pflichterfüllung [2]). Das habsüchtige Aufspeichern von Schätzen (Mt. 6, 19—21), der Mammonsdienst (Mt. 6, 24), auch das leichtfertige Genußleben des Reichen (Luc. 16, 19) erscheint in den Augen Jesu verwerflich, weil Gottes Gabe nicht pflichtmäßig verwandt wird. Dazu kommt, daß die Reichen, die Satten, die Lachenden, die allerwärts Gepriesenen einer Predigt, die nicht bloß auf ihre Nerven, sondern auf ihren Charakter einwirken soll, viel weniger zugänglich sind, als die

[2]) Bousset meint freilich in voller Übereinstimmung mit Joh. Weiß (über dessen Arbeit vgl. Hilgenfelds Ztschr. f. wiss. Theol. XXXVI (1892) Heft 1 S. 137 ff.), Jesus habe die irdische Arbeit, den irdischen Beruf nicht gekannt. Er findet das Material so massenhaft, daß eine Umdeutung desselben völlig unerlaubt sei. Dabei erlaubt er sich, das in klarem Gegensatz gegen das Gesetz, also gar nicht gelegenheitlich, gesprochene Wort über die Ehe Mc. 10, 1—2 „nicht zu stark zu werten"; das Wort Jesu über den Staat (das aber nicht in der Zinsgroschenperikope, sondern im Wort an die Zebedäiden zu suchen ist) soll „nicht überschätzt werden"; das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden enthält „wohl keine Wertung des irdischen Berufs". (Bousset S. 71—72). Schade, daß sich die Christenheit immer an den minderwertigen Worten Jesu am meisten erbaut hat.

Mühseligen und Beladenen, die Armen, Betrübten, Weinenden und von aller Welt Gehaßten, die in dem Evangelium von der Liebespflicht der Menschen gegeneinander und von der Liebe Gottes zu den Menschen ihres Herzens Trost finden (Luc. 6, 20—26. Mt. 11, 28—30). So ruft Jesus sein Wehe aus über die Reichen; wenn er erklärt, leichter komme ein Kamel durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich (Mc. 10, 25), so hat er in diesem ernsten Wort seine Erfahrung niedergelegt. Aus dieser Erfahrung Jesu heraus, nicht aber aus seinem Gemeinschaft fordernden Lebensgrundsatze heraus ist es zu begreifen, wenn er von dem Reichen, der viele Güter hat, verlangt, daß er, um vollkommen zu werden, seine Güter verkaufe und das Geld an die Armen gebe (Mc. 10, 21)[3]). Daß hier ein weltflüchtiger Zug vorliegt, soll nicht in Abrede gezogen werden, aber er hat mit dem Offenbarungscharakter der Predigt Jesu innerlich nichts gemein. Wenn Lazarus scheinbar nur um seiner Armut und Krankheit willen in Abrahams Schoß getröstet wird (Luc. 16, 25), so heißt das natürlich nicht, daß religiös-sittlicher Wert über die Zukunft eines Menschen nicht entscheide; es soll nur der eine Gedanke betont werden, daß die Leiden dieser Welt der künftigen Herrlichkeit gegenüber nicht in Betracht kommen.

e) Ähnlich steht es mit Jesu Urteil über die Familie.

---

[3]) Das Wort ist nicht in der Zeitlage begründet: sollte der Reiche mit Jesus ziehen, so konnte er seine vielen Güter dem, Jesus so wohlbekannten Haushalter zur Verwaltung überlassen oder sie verkaufen und das Geld mitnehmen. Soll er seinen Besitz verschenken, so muß derselbe als ein Hindernis der Frömmigkeit von Jesus beurteilt worden sein. Denn als bloßer Versuch Jesu zur Erprobung seiner Treue ist die damit verbundene Versuchung zu stark, und die Strafe des Ausschlusses erscheint dann zu hart.

Daß er die Ehescheidung verwirft (Mc. 20, 2—12), die Pflicht gegen die Eltern über das Opfer stellt (Mc. 7, 8—13), ist schon gesagt worden. Um der erstrebten großen Gemeinschaft der Menschen willen achtet Jesus die bestehenden Beziehungen zwischen den Menschen hoch. Aber die Familiengemeinschaft darf nie den Sinn von der allgemeinen Menschheitsaufgabe ablenken. Jesus erklärt die für seine Mutter und Geschwister, die Gottes Willen thun, und kehrt sich ab von seinen Verwandten, die ihn in seinem Berufe stören möchten (Mc. 3, 20 21; 31—35). Geschwister, Eltern und Kinder kann man um seinetwillen verlassen müssen (Mc. 10, 29. Mt. 10, 37). Dahin gehört auch sein Wort über die Ehelosigkeit (Mt. 19, 11. 12)[4]). Jesus macht die Ehe nicht zur Pflicht: er kennt Menschen, die von Geburt verschnitten sind d. h. deren ganze natürliche Art sie zur Ehelosigkeit führt. Er weiß ferner, daß manche Menschen durch äußern Zwang nicht zur Ehe kommen. Er nennt sie Eunuchen, die von Menschen verschnitten sind. Und endlich weiß er, daß manche sich selbst um des Himmelreiches willen verschnitten haben, daß sie auf die Ehe verzichten um der Aufgabe willen, die sie sich im Dienste Gottes gestellt haben. Weltflüchtig ist diese Betrachtungsweise gewiß nicht. So heilig Jesus die einmal geschlossene Ehe hält, so will er doch niemand zur Ehe zwingen und kennt gute Gründe der Ehelosigkeit.

[4]) Die Ausleger (Meyer-Weiß; H. Holtzmann) pflegen im V. 12 eine Empfehlung der Eunuchen des Himmelreichs gegenüber den Eunuchen durch Geburt und Kunst zu sehen. Das enthält aber der Wortlaut nicht. Jesus spricht bloß aus, welche Leute erfahrungsmäßig nicht zur Ehe kommen können.

f) Unbedingte Wahrhaftigkeit ist notwendig, wo man sich gegenseitig vertrauen soll (Mt. 5, 37). Der Dienst für andre fordert oft Selbstverleugnung, aber nur, wer sein Leben einsetzt, kann wahres Leben gewinnen (Mc. 8, 34—37). Denn wie das leibliche Auge das Licht in den Menschen einläßt, so kommt durch das Ideal, das Jesus den Menschen giebt, Licht in den ganzen Menschen (Luc. 11, 34—36). Durch Arbeit an dieser Aufgabe sammelt er sich einen Reichtum wahrhaften Glückes, an welchen Motte und Rost nicht kommen, der auf Erden gesammelt und besessen wird und doch ein himmlisches Gut ist (Mt. 6, 20. 21).

D. Das Reich Gottes.

a) Dieses höchste Gut nennt Jesus auch das Reich Gottes. Um seinetwillen muß man bereit sein, alles dahinzugeben, wie um den im Acker verborgenen Schatz, wie um eine köstliche Perle (Mt. 13, 44—46). Es ist nun keine Frage, daß dieser Begriff des Gottesreiches von Jesus keineswegs erst geschaffen worden ist: es ist der Hoffnungsgedanke des Judentums, in dem Jesus von Jugend auf lebte, an den sein religiöses Denken natürlicherweise ebenso anknüpfen mußte[1]), wie sich sein sittliches Gewissen in der Schule des Gesetzes heranbildete.

---

[1]) Nichts ist falscher als den Reich-Gottes-Begriff wie einen Schulbegriff zu behandeln (etwa gleich dem Ausdruck „Logos" im Johannesevangelium), als ob Jesus ihn klugerweise für seine Predigt ausgesucht und verwandt hätte. Vielmehr haben wir es mit urwüchsigem religiösen Leben zu thun. Das bedient sich auch der herkömmlichen Sprache; aber es deutet die überkommenen Begriffe unwillkürlich nach seinem eigenen Gehalte um. Es gebraucht sie oft nur, weil es sie nicht umgehen kann.

b) Nun fragt es sich, ob der bisher geschilderte Gehalt der Predigt Jesu, durch den Jesus in einen völlig klaren Gegensatz zum mosaischen Gesetze getreten war, etwa aus einem besonders starken Festhalten an den Zukunftshoffnungen seines Volkes, aus einem Sich-Versenken und Vertiefen in die jenseitige Glaubenswelt des Judentums sich begreifen lasse. Baldensperger meint das. Der steife Regelzwang, der Jesum umgab, habe ihn mächtig zu den Messiashoffnungen seines Volkes hingetrieben; wie Maria Stuart aus dem Gefängnis befreit, habe er in vollen, in durstigen Zügen die freie, die himmlische Luft der Glaubenserwartungen des Judentums getrunken; die Seligkeit solcher Stunden habe ihn gewiß gemacht, daß das Gottesreich ihm nicht ferne, sondern ganz nahe sei; da wurde ihm bei seiner Taufe die Offenbarung zu teil, daß er der Messias ist, und nachdem er sich der hierin liegenden Versuchungen erwehrt hat, bereitet er seine Volksgenossen auf die künftige Erfüllung ihrer Erwartungen vor, indem er sie vorläufig einführt in das Gottesreich des Seelenfriedens und innerer Gesetzesfreiheit, in welchem er selbst bereits lebt (Baldensperger a. a. O. 214—243).

So schön dieses Gesamtbild ist, so wird man sich doch nicht von seiner Richtigkeit überzeugen können. Baldensperger schildert Jesus im wesentlichen als eine contemplative Natur[2]);

[2]) Vergl. S. 342, Anm. 1. Danach hat Jesus „seinen Widerspruch gegen die herkömmliche Heilsauffassung nicht erkannt", sondern nur im praktischen Fall „seine Eigenart geltend gemacht". „Es bedurfte stets äußerer Reize, um sein religiöses Bewußtsein in die Denksphäre zu erheben". „Einer inneren Trennung vom Gesetz ist er sich nicht bewußt gewesen". Solche Sätze finde ich ebenso — kühn, wie, bei der entscheidenden Bedeutung von Mc. 7, 15 im Leben Jesu, wissenschaftlich unbegründet.

Jesus war aber nach allem, was wir gesehen haben, eine durchaus praktische Natur. Nur wolle man das Praktische nicht mit dem Nüchternen verwechseln. Daß er zeitlebens einem das Gemeinschaftsleben der Menschen bestimmenden Ideale nachging, haben wir gesehen. Aber von einem Schwelgen in den Gedanken des Jenseits und der Zukunft ist in den synoptischen Evangelien nirgends die Rede. Es möchte sehr schwer sein, von hier aus zu einem andern Lebensgrundsatz als dem des Mönchtums zu kommen. Jesus steht aber ein wesentlich anderes Ideal als das des weltfremden Mönchs vor Augen[3]). Man müßte also von Baldenspergers Auffassung aus, um zu dem bestimmten Lebensbilde Jesu zu kommen, außer der Messiasoffenbarung noch eine zweite, die sittliche Auffassung Jesu regelnde Gottesoffenbarung annehmen. Das würde aber auch den Empfänger dieser Offenbarungen nicht mehr als eine zur Einheit durchgedrungene Persönlichkeit erscheinen lassen, als welche uns doch thatsächlich Jesus erscheint.

c) Bousset (a. a. O. S. 30) hat vollkommen recht, wenn er gegen Baldensperger sagt: „Jene messianische

[3]) Dem steht nicht entgegen, wenn Baldensperger S. 117 findet, daß der Bußruf des Täufers vom messianischen Standpunkte des Judentums wohl erklärlich wird und der Weg aus dem politischen Messiastum zu einer mehr ethischen Fassung vorgezeichnet ist. Das Lebensideal des Täufers ist eben wesentlich anders als das Jesu (s. Bousset S. 49). Wohl weiß ich, daß Baldensperger den Unterschied aus dem Messiasanspruch Jesu ableitet, der gewiß eine für uns unfaßbare Steigerung des Selbstbewußtseins bedeutet. Aber ein qualitativer Unterschied des Lebensideals kann darum doch nicht aus dieser Quelle hergeleitet werden.

Frömmigkeit war sehr weit davon entfernt, etwa neue sittliche Impulse, neue Anregung zu einer reineren Erfassung der Aufgaben des Lebens zu geben. Im Gegenteil: sie stärkte mehr und mehr die Überzeugung von der völligen Wertlosigkeit aller irdischen Arbeit.“ So sieht sich also Bousset genötigt, für die Gesamtheit der Anschauungen Jesu ein neues Fundament zu suchen. Er findet es in dem Gottvaterglauben Jesu (S. 41). Freilich macht ihm die Herleitung der einzelnen Anschauungen Jesu aus dieser Quelle keinerlei Schwierigkeit, da er Jesus fortwährend aus dem geheimnisvollen und deshalb die Geistesgröße verbürgenden Unbewußten schöpfen läßt (S. 55. 123. 124. 129 Anm. 2). Aber weder tritt uns im Leben Jesu dieser Gottvaterglaube im Gegensatz gegen einen andern Gottesgedanken scharf ausgestaltet entgegen (Luc. 15 handelt es sich um eine besondere Beziehung desselben), noch ist er überhaupt dem Judentum gegenüber etwas Neues gewesen (vgl. Schürer, Theol. Lit. Ztg. 1892 Sp. 445). Also auch von hier aus ist Jesu Originalität nicht zu begreifen.

d) Nun war es jedenfalls sehr verführerisch, als Kant (Religion innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft III, 3) das Wort „Reich“ in dem Ausdruck Reich Gottes auf die sittliche Gemeinschaft bezog, die das treibende Element in dem Wirken Jesu ist. In dieser Fassung des Begriffes „Reich Gottes“ treffen die Vertreter sonst verschieden gearteter theologischer Richtungen heute zusammen. Aber so nahe diese Auslegung liegt, ist sie doch falsch. Auch Baldensperger weist darauf hin (S. 132). Jesus denkt bei dem Worte „Reich Gottes“ niemals an die Gemeinschaft der Bürger eines Reiches,

sondern immer an die Herrschaft Gottes auf Erden[4]). Da aber Gott nur das Beste der Menschen will, so ist ihm die Herrschaft Gottes zugleich auch der Menschen Seligkeit, das höchste Gut.

e) Es ist ein Merkmal der beseligenden Kraft, mit der das in Jesus lebendig gewordene Ideal ihn erfüllte, daß er darin das ersehnte höchste Gut, das Reich Gottes, gekommen sah. Nach den Gleichnissen von Schatz und Perle ist es auf Erden zwar verborgen, aber doch schon vorhanden (Mt. 13, 44—46). Es finden es manche, die es nicht suchen, aber man soll es suchen (Luc. 12, 31). Es ist kein Gut, auf das man äußerlich hinweisen kann; es ist ein innerliches, aber allen andern Wert überragendes Gut (Luc. 17, 20. 21). Jesus weist es darin auf, daß er mit Gottes Hilfe Dämonen austreibt, die Macht der Sünde bricht: so kommt ja Gott im Menschen zur Herrschaft (Luc. 11, 20).

So sieht er in den Erfolgen seiner Predigt Erfolge der Gottesherrschaft. Wie der Same in der Erde ohne Zuthun des Menschen reift, so die Gottesherrschaft, wo sie einmal durch das Predigtwort gegründet ist (Mc. 4, 26—29); freilich geht von dem ausgestreuten Samen vieles verloren (Mc. 4, 3—9). Anfangs dem Senfkorn vergleichbar, dehnt sich Gottes Herrschaft weiter und weiter aus wie der Strauch, der vom Senfkorn aufsprießt, oder wie sich der Sauerteig allmählich

[4]) Nur an einer Stelle (Mc. 3, 24) bezeichnet Jesus mit βασιλεία ein Staatswesen. Dabei denkt er aber nicht an das Reich Gottes, sondern an das Reich des Satan (V. 26). Die Gemeinschaft der Bürger würde durch πόλις bezeichnet sein; bei βασιλεία kommt das Verhältnis des Herrschers zu den Unterthanen in Betracht. Jahve ist König, und Israel sind seine Knechte.

im ganzen Teige wirksam erweist (Luc. 13, 18—21). Vor dem großen Erntetag ist eine reinliche Darstellung des Herrschaftsgebietes Gottes nicht möglich; überall ist Gutes und Böses gemischt, wie die brauchbaren und unbrauchbaren Fische im Netze vor der Sonderung durch den Fischer, oder wie im Weizenfelde das Unkraut steht (Mt. 13, 24—30; 47—50).

f) Man sieht schon hier, in das innerste Wesen der Gottesoffenbarung durch Jesus dringt man von seinem Gedanken des Gottesreiches aus nimmermehr ein; aber die Geschichtsauffassung Jesu ist durch diesen Gedanken wesentlich bestimmt. Die Gottesherrschaft auf Erden bildet nach allgemein jüdischer Anschauung den Abschluß der Weltgeschichte. Jesus sieht in dem ihn beseligenden Ideal das Ziel der Menschheit erreicht[5]).

g) Erst durch den Täufer ist in Jesus der Gedanke des Gottesreiches zur wirksamen Kraft geworden: „Seit den Tagen des Täufers leidet das Gottesreich Gewalt, und Gewaltthätige reißen es an sich" (Mt. 11, 12). Johannes trieb gewaltsam zur Buße, damit gewaltsam das Gottesreich nahe komme. Da hat die messianische Hoffnung, die im Kreise des Täufers lebte, der Selbstbeurteilung Jesu im entscheidenden

---

[5]) Man kann dafür den Arbeiten von Baldensperger und J. Weiß Dank wissen, daß sie die Erkenntnis förderten, daß der Gottesreichgedanke für Jesus nicht der grundlegende, sondern nur der formgebende Gedanke gewesen ist, daß er nur die Hülle war, in die Jesus den wertvollen Inhalt seines Lebens bergen mußte, wenn er nicht ein Fremdling in dem religiösen Leben seines Volkes war. Aber auch zur Vertiefung in altgewohnte volkstümliche Gedanken bedarf es eines besonderen Anlasses. Den gab nach Mt. 11, 12 für die Zeit Jesu der Täufer Johannes.

Augenblick die für ihn persönlich wie für die Geschichte von Jahrtausenden bedeutsame Form gegeben. Seit seiner Taufe weiß sich Jesus als den Messias. Mit einemmal erkennt er in sich den Mann der Zukunft, den der Täufer so oft geschildert hatte. Das Recht, an dieser durch Gottes plötzliche Offenbarung ihm gewordenen Erkenntnis festzuhalten, gab ihm die Gewißheit, daß er der Welt etwas zu bringen vermöge, was die selige Gottesherrschaft der Zukunft nicht überbieten kann.

Gottes Reich ist, wo Gottes Wille geschieht. Jesus ist sich bewußt, in seinem Verkehr mit den Sündern wie in der Eigenart seiner Predigt den Willen Gottes zur Herrschaft zu bringen. So weiß er, daß ihm, der jetzt freilich nur von den einfach schlichten Menschen, nicht aber von den Weisen und Klugen der Welt verstanden wird, doch alles vom Vater übergeben ist, daß der Gotteswille, den er verkündet, schließlich den Sieg über das Gesetzeswesen erringen und die Herrschaft behaupten muß: denn nur er kennt den Vater, weiß, was der Vater von seinen Kindern fordert, wie auch nur der Vater ihn wirklich kennt. Auch die ihn verstehen, ahnen noch nicht die ganze Tragweite der durch ihn heraufgeführten Lebensordnung (Luc. 10, 21—24)[6]).

h) Es ist aber Jesus nie in den Sinn gekommen, die überschwenglichen Hoffnungen zu verleugnen, die sein Volk an den Messiasnamen knüpfte. Er hat wohl vorausgesehen, daß die jetzigen

[6]) Nach Baldensperger (S. 242), Joh. Weiß (S. 51), Bousset (S. 55; 123. 124; 129) hat Jesus freilich selbst diese Tragweite seiner Gedanken nicht überschaut.

Führer im künftigen Gottesreich die letzten sein oder ganz ausgeschlossen werden könnten (Luc. 13, 28. 30); dagegen hat er sicher niemals gedacht, daß sein Volk als ganzes dem messianischen Heil fern bleiben werde; waren doch auch seine Jünger, die ihm nachfolgten, Kinder Israels (vgl. Mc. 12, 12).

Aber es ist namentlich der Darstellung von Joh. Weiß[7]) gegenüber nicht unwichtig darauf hinzuweisen, daß Jesus die Vollendung des Gottesreiches fast durchweg gar nicht in der Form eines nationalen oder universalen Staates, sondern unter dem Bild einer Mahlzeit schildert. Das geschieht nicht bloß in den Gleichnissen vom großen Abendmahl (Luc. 14, 16—24), von der königlichen Hochzeit (Mt. 22, 1—14), von den zehn Jungfrauen (Mt. 25, 1—13), sondern auch in der aus der Gleichnisform heraustretenden Parallele zum Gleichnis von den zehn Jungfrauen, den Knechten, die von dem Mahl bei den Patriarchen im Gottesreich ausgeschlossen sind (Luc. 13, 24–30). Jesus nennt sich im Gespräch über das Fasten den Bräutigam (Mc. 2, 19. 20); es ist vom Broteßen (Luc. 14, 15) und Weintrinken im Reiche Gottes (Mc. 14, 25) die Rede. Demgegenüber kommt der Ausdruck „die Sanftmütigen werden das Land ererben" (Mt. 5, 5) nicht in Betracht. Man sieht: weder für die Gegenwart noch für die Zukunft denkt Jesus bei dem Ausdruck „Reich Gottes" an irgendwelche staatliche Organisation.

i) So wußte er, daß er weder durch ungeduldige Selbsthilfe, noch durch gottversuchende Wunderthaten, noch durch den Teufelsdienst einer Empörung sich als den verheißenen Gottessohn bethätigen und die Erwartungen Israels verwirk-

---

[7]) A. a. O. S. 40, 41; dagegen auch Bousset S. 83.

lichen solle (Luc. 4, 1—13)[8]). Damit ist ihm trotz dieses gesteigerten Selbstbewußtseins, das in dem Anspruch auf Messianität enthalten ist, doch zeitlebens alles Schwärmerische ferngeblieben. Noch mehr: er sorgt auch ängstlich dafür, daß es seinem Jüngerkreise fern bleibt. Deshalb thut er sich demselben erst spät als Messias kund, zu einer Zeit, da er die stolzen Wünsche, die sich mit dieser Überzeugung einstellten, bereits durch den Hinweis auf sein nahes Todesschicksal eindämmen kann (Mc. 8, 29—31)[9]).

Jesus hat vielleicht anfangs an einen friedlicheren Übergang aus der trüben Gegenwart in die herrliche Zukunft gedacht. Die Gleichnisse vom Senfkorn und Sauerteig (Luc. 13, 18—21) legen das nahe. Immerhin wird auch hier schließlich

---

[8]) Früher habe ich der Versuchungsgeschichte, ähnlich wie *Baldensperger* 230 ff., eine größere Bedeutung für das Leben Jesu beigelegt, als ich das jetzt thun kann. Sie mußte solche Bedeutung haben, *wenn das Messiasbewußtsein in Jesus das primäre gewesen wäre.* Aber für den, der in der sittlichen Gemeinschaft das Ziel seiner Arbeit sah, konnte ja wohl das Messiasbewußtsein noch immer die Frage nach Herstellung äußerer Messiasherrlichkeit wecken, doch nur, um sie dem allgemeinen Gesetz dieses Lebens gemäß zu beantworten. Nur von dem Ideal aus begreift man, warum Jesus diese Versuchungen als solche zurückgewiesen hat.

[9]) Die Thatsache, daß Jesus seinen Jüngern noch über seine Flucht aus Galiläa hinaus seinen Messiasanspruch verheimlicht hat, wäre durchaus unverständlich, wenn dieser Messiasanspruch wirklich der lebendige Quell seines ganzen Denkens gewesen wäre. Nun hat aber Jesus eben nicht auf seinen Messiasanspruch hin, sondern auf das Ideal sittlicher Gemeinschaft hin seine Gemeinde gegründet. Seinen Messiasanspruch zu verheimlichen hatte er ein gutes Recht, weil dieser Anspruch nichts anderes als die *besondere Form seines Gottvertrauens* war, die jeder als sein persönliches, keinem andern zugängliches Heiligtum hüten darf.

auf eine Wunderthat Gottes gerechnet worden sein, da einmal die Toten jedenfalls widererstehen und dann überhaupt die Kinder der Auferstehung, d. h. sämtliche Genossen des Gottesreiches, dem Wechsel der Generation nicht mehr unterworfen, sondern engelgleich sein sollten (Mc. 12, 18—27).

Aber schon zur Zeit des Petrusbekenntnisses (Mc. 8, 29) sieht Jesus einen andern Ausgang vor Augen. Jetzt befand er sich infolge seines Ausspruches über die mosaischen Reinheitsgebote auf der Flucht (Mc. 7, 24). Er hatte Galiläa verlassen und war im Gebiet des Tetrarchen Philippus, das nahezu heidnisch war (Mc. 8, 27); auch in die heidnischen Gebiete von Sidon und Tyrus (Mc. 7, 24. 31) und der Dekapolis (Mc. 7, 31) war er gekommen. Da mochte er sich wohl mit Elia vergleichen, der, während in Israel Hungersnot war, einer Phönizierin Hilfe brachte, oder mit Elisa, der keinen der vielen aussätzigen Israeliten, wohl aber den Syrier Naeman vom Aussatz befreite (Luc. 4, 25—28). Allein dauernd durfte der Messias doch nicht seinem Volke fern bleiben; das Ideal, das in Jesus lebte, suchte eine Gemeinde und konnte sie unmöglich auf heidnischem, dafür nicht zubereitetem Boden finden. Jesus mußte wieder auf jüdischem Gebiete wirken. Aber er sah ein, daß das zu seinem Tode führte. Da entschloß er sich, im Mittelpunkte seines Volkes, in Jerusalem, unterzugehen. Bisher hatte er nur das neue Leben gepredigt, das in ihm lebte, und von dem er wohl sagen mochte, in ihm sei das ersehnte Gottesreich schon vorhanden[10]). Aber sein persönliches

[10]) Daß das eine neue, ebenso ungewohnte als vielen unverständliche Rede war, wenn Jesus die Gottesherrschaft als schon vorhanden verkündete, ist sicher; weniger sicher ist, ob Jesus diesen Gedanken nur in besonderen Fällen blitzartig äußerte, oder ob er ihn als sicheren geistigen

Heiligtum, den Glauben an sich als an den Messias, hatte er nicht den Hunden preisgegeben und auch seine Jünger zu solchem Thun angehalten (Mc. 8, 30; Mt. 7. 6). So wenig er sich scheute, durch offenen Widerspruch gegen das Gesetz Anstoß zu geben, so ängstlich hütete er sich davor, der Sammelpunkt falscher, schwärmerischer Messiashoffnungen zu werden. Aber jetzt, da er seinen Tod vor Augen sieht, ergreift er noch das letzte Mittel, um sein Volk für seine Sache zu gewinnen: noch nicht auf seinem Zug durch Palästina, aber vom Augenblick seines Einzugs in Jerusalem an thut er sich unmißverständlich als den Messias kund. So ist die Art dieses Einzugs, so die Tempelreinigung, so das Gleichnis von den bösen Weingärtnern, so vielleicht auch die Frage nach der Herkunft des Messias (Mc. 11, 1—10; 15—18; 12, 1—12; 35—37) zu verstehen.

Schon wegen seines Widerspruchs gegen das Gesetz erwartete Jesus den Tod; sein Auftreten als Messias befestigte diese Erwartung. Nichts ist sicherer, als daß er einen solchen Ausgang erwartet hat (Mc. 8, 31; 10, 35. 39; 12, 8; 14, 17 bis 25). Doch darum verzagt er so wenig an der Zukunft, daß sich ihm vielmehr erst jetzt die Weissagung der Propheten ganz erschließt..

k) Nach Daniel 7, 12 soll des Menschen Sohn am Ende der Tage auf den Wolken des Himmels offenbar werden. Der damaligen Schriftauslegung lag jedenfalls die wörtliche Deutung der Stelle mindestens ebenso nahe, wie die ursprünglich

---

Besitz regelmäßig bei gegebener Gelegenheit aussprach. Die Gleichnisse von Schatz und Perle, Sauerteig und Senfkorn u. s. w. scheinen doch das letztere zu lehren. Den Ausdruck ἔφθασεν (Luc. 11, 20) hat Baldensperger (S. 239) besser verstanden als Joh. Weiß (S. 12ff.).

gemeinte sinnbildliche Fassung. Wörtlich genommen, konnte der Menschensohn auf den Wolken nur den Messias bedeuten[11]). Zu diesem Zeichen des Menschensohnes konnte es, wenn Jesus doch der Messias war, nicht wohl anders als nach dem Tode Jesu kommen (Luc. 17, 24. 25). So verband sich also für Jesus die klare Erkenntnis seines baldigen Todesgeschickes mit der überschwenglichen Hoffnung und Zuversicht, daß auf diese Weise durch ihn als den Menschensohn in den Wolken Gottes Reich in Herrlichkeit werde aufgerichtet werden (Mc. 8, 38 bis 9, 1). Und zwar in kürzester Frist: einige seiner Jünger werden bis dahin den Tod nicht schmecken (Mc. 9, 1); seine Richter sollen es alsbald (ἀπάρτι)[12]) schauen (Mc. 14, 62); die Bestimmung des dritten Tages (Mc. 8, 31; 10, 34 μετὰ τρεῖς ἡμέρας nach antiker Rechnung; 1. Kor. 15, 4) scheint Jesus selbst aus Hosea 6, 2 entnommen zu haben. Wohl mochte ihm vor dem Feuer, das sich jetzt noch entzünden sollte

[11]) Es ist merkwürdig, wie man durch Betonung dieser Gleichsetzung jedem tieferen Verständnis der Danielischen Vision sich verschließt. Daß den vier Tierungeheuern aus dem Meer ein Menschensohn vom Himmel her gegenübergestellt wird, zeigt zwar deutlich genug, daß den bisherigen Weltaltern roher Bestialität ein neues Weltalter edler Humanität folgen soll. Das wird auch dadurch nicht anders, daß nach Dan. 7, 27 das heilige Volk des Höchsten die Welt beherrschen soll; denn es kommt hier auf die Eigenschaften des Subjekts, nicht auf das Prädikat an (gegen Baldensperger 178 Anm. 2). Nun kommt aber hier in Betracht, daß Baldensperger selbst S. 172. 173. eine Umformung des Begriffes „Menschensohn" im Munde Jesu annimmt, derzufolge der Titel einen offenen Protest gegen das jüdische Herrscherideal bedeute. Es wird sich doch fragen, ob man an den hier hauptsächlich wichtigen Stellen Mc. 10, 45; Luc. 9, 58 nicht besser mit dem von Daniel dargebotenen Bilde des das Menschheitsideal verwirklichenden Messias durchkommt.

[12]) Dieses ἀπάρτι lassen Westcott-Hort aus; aber der Grund seines Fehlens in den Handschriften liegt auf der Hand.

vor der Taufe, mit der er getauft werden, vor dem Kelche, den er noch leeren sollte (Luc. 12, 49. 50; Mc. 10, 38. 39; 14, 36), menschlich bange sein; die Hoffnung auf die nahe messianische Herrlichkeit hebt ihn über alles hinweg. Seinen Jüngern aber wird die Erwartung seines Kommens ein neuer Antrieb, an ihren Mitmenschen jederzeit treulich ihre Pflicht zu thun (Luc. 12, 35—48). So hat Jesus noch am Abend vor seinem Tode bei Brot und Wein den Segen seines Sterbens veranschaulicht: sein Tod ist das Opfer des neuen, bei Jeremia verheißenen Bundes, da Gott seinem Volke versöhnt und das Gesetz Gottes in das Herz seines Volkes geschrieben ist.

Noch heute scheint ja die Herrschaft Gottes auf Erden den ersten Anfängen weit näher zu sein als ihrem Ziel. Aber darum dürfen wir doch das Erreichte nicht gering schätzen. Wenn es Seligkeit ist, nach dem Evangelium Jesu nicht sich selbst, sondern den andern zu leben, so hat es doch immer wieder der Christenheit nicht an solchen gefehlt, die dieser Seligkeit nachgegangen sind. Und der Glaube, der vom ersten Ostertag an den im Dienste der Seinigen gekreuzigten Menschensohn nicht bei den Toten, sondern in der Gemeinschaft des lebendigen Gottes geschaut hat (Mc. 16, 6), dieser Glaube weiß, daß das selige Leben im Dienste der andern kein vergängliches Leben sein kann, weil es der Liebe Gottes gewiß ist.

III. Die soziale Aufgabe der Kirche.

A. Pflichten.

a) Die Kirche ist die christliche Gemeinde (ἐκκλησία). Sie besteht aus allen, die in der Person Jesu ihren Heiland erkannt haben, d. h. die in seinem Lebensbild den zureichenden Grund einer seligen Gestaltung ihres Lebens finden [1]). Demgemäß hat die Kirche wie jeder einzelne Jünger Jesu die Aufgabe der immer völligeren und reicheren Herausbildung des durch Jesus der Menschheit gebrachten seligen Lebens. Ein Leben im Dienste der andern ist kein verlorenes, sondern ein seliges, von Gottes Gnade behütetes Leben; eines Menschen Wert ist nach seiner Arbeit im Dienste der andern zu schätzen. Diese echt sozialistischen Grundsätze hat die Kirche einzuprägen und durchzuführen zum Zweck der Herrschaft des göttlichen Willens d. h. des Gottesreiches auf Erden. Es ist überaus wichtig, daß diese Grundsätze nicht als zufällige Beigabe, sondern als

---

[1]) Apol. Conf. Aug. VII et VIII (IV) 28: nos iuxta scripturas sentimus ecclesiam proprie dictam esse congregationem sanctorum, qui vere credunt evangelio Christi et habent Spiritum sanctum.

der wesentliche Inhalt des christlichen Glaubens verstanden werden. Als Beigabe sind sie wohl in der Nachfolge des Apostels Paulus und des Evangelisten Johannes verstanden worden. Aber die Kirche hat ihrem Herrn zu folgen, nach dem sie heißt.

b) Erst von diesen Grundsätzen erkennt man, wer dieser Herr war, welcher der Welt sie gebracht hat. Da erkennt man in ihm die Offenbarung der Liebe und den Bürgen der Vergebung Gottes, wenn man die Seligkeit des durch ihn einer sündigen Welt gebrachten Lebens erfährt[2]). Es liegt in der Art des Christenglaubens begründet, daß der Jünger Jesu immer die innigste Gemeinschaft mit seinem Heilande aufrecht erhält und pflegt. Das hat nicht bloß den äußern Zweck, durch beständiges Zurückgehen zur Quelle den Christenglauben rein zu erhalten; viel wichtiger ist, daß das christliche Ziel der Lebensgemeinschaft ebenso wie der helfenden Liebe auch der Dankbarkeit bedarf: wenn der barmherzige Samariter

---

[2]) Eine kurze Auseinandersetzung mit der Anschauung Herrmans (zuletzt Ztschr. f. Theol. u. Kirche II, 232) dürfte hier angezeigt sein. Herrmann findet in dem persönlichen, inneren Leben Jesu die geschichtliche Thatsache, die den von der Not des Gewissens getriebenen Menschen siegesgewiß macht, weil ihm in derselben Wirklichkeit, in der er nicht aus noch ein weiß, eine Offenbarung Gottes entgegentritt. Ich stimme dem vollkommen bei, wenn man das innere Personleben Jesu nicht isoliert betrachtet. Nicht im stillen Genuß seines eigenen Personlebens, sondern im bewegten Verkehr mit anderen stellen uns die synoptischen Evangelien den Herrn fast überall vor; und sein inneres Leben, das diese überwältigende Gewalt auf uns ausübt, ist keine ruhende Vollkommenheit, die er von sich ablehnt (Mc. 10, 18; 14, 36) und die festzustellen nur Glaubenssache sein kann, sondern ein in ihm lebendiges, ihn, wie noch heute uns, beseligendes Ideal, dessen Grundsatz sich klar formulieren läßt, ohne daß darum der Glaube zum Lehrsystem würde.

keine Dankbarkeit findet, ist er trotz all seiner Liebe dem andern nicht der Freund und Nächste geworden. Diese auf Dankbarkeit ruhende Lebensgemeinschaft mit Christus ist es, die uns in den Worten des Paulus vor Augen tritt: „Was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Vertrauen auf den Sohn Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben. Ich mißachte die Gnade Gottes nicht" (Gal. 2, 20. 21).

c) Aber diese Aussagen über Christus kann nur der verstehen, der die Seligkeit christlichen Lebens erprobt hat. Dieses beseligende christliche Leben in ihrem Gebiet zu stärken und ihm immer neue Gebiete zu erschließen, ist die erste und wichtigste Aufgabe der Kirche. Sie hat den heiligen Beruf, die Pflicht eines jeden zur Arbeit im Dienste der Gesellschaft zur allgemeinen öffentlichen Anerkennung zu bringen. Das Maß dieser Leistung begründet des Menschen Wert, die Unterlassung dieser Leistung ist Sünde. Das müssen die Maßstäbe des Gewissens der Christenheit sein.

Selbstverständlich kann die Kirche nur auf friedlichem Wege die Durchführung ihrer Grundsätze erstreben; nichts ist ihrem eigensten Zwecke mehr zuwider als rohe Gewalt und Beraubung; sie soll die Menschen möglichst enge miteinander verbinden und darf nicht zulassen, daß sie durch Unrecht, das man ihnen zufügt, auseinandergerissen werden[3]). Aber es

---

[3]) Auch die Sozialdemokratie leugnet gegenwärtig vielfach jede Absicht auf gewaltsamen Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung (vgl. z. B. Göhre, Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche² 1891 S. 127; aber anders Oldenberg a. a. O. III S. 77 ff.). Aber nur der christliche Sozialismus bietet sittliche Bürgschaften für die friedliche Art seiner Bestrebungen; er würde sein Wesen verleugnen, wenn er Revolution machte, der materialistische keineswegs.

ist auch nichts verhängnisvoller als wenn die Kirche als Glaubensgemeinschaft sich von allen Beziehungen zu Gesellschaft und Staat loslöst in der Meinung, daß ihr die Aufgaben der Welt durchaus fremd wären. Es ist das ein Rest der schon frühe im Christentum eingebürgerten griechischen Auffassung des Verhältnisses von Gott und Welt, die darauf hinauslief, daß etwas um so göttlicher ist, je mehr es sich von allem Weltlichen trennt.

Es soll nicht geleugnet werden, daß hier das Wort Jesu (Mc. 12, 17): „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist" einen ungünstigen Einfluß geübt hat. Das Wort wird durchweg auf Trennung von Politik und Religion bezogen. Man meint, es wolle die Unschädlichkeit einer staatlich geordneten Geldleistung für die Herzensreinheit des Einzelnen betonen. Aber einem heidnischen Staat gegenüber dürfte das doch nicht immer zutreffen. Das Wort verlangt entschieden eine genauere Erklärung als ihm bisher zu teil wurde. Es betont doch unzweifelhaft zunächst nur das suum cuique[4]). Nun läuft aber die gegnerische Frage doch gerade darauf hinaus, wem der Census gehöre, ob Gott oder dem Kaiser. Also nicht das ist neu, daß man sowohl dem Kaiser als auch Gott sein Eigentum geben soll, sondern daß insbesondere der Census unter das Eigentum des Kaisers zu rechnen

[4]) Man könnte freilich auch die beiden Satzteile als Glieder einer hypothetischen Verbindung verstehen. Fremdes Eigentum seinem Besitzer geben, heißt Gott geben, was ihm gehört. Dann drückt das Wort geradezu aus: Die Steuer an den Kaiser ist eine Dienstleistung an Gott. Aber die Bezugnahme auf das Kaiserbild steht einer solchen Erklärung entschieden entgegen.

ist. Diese Auffassung stellt Jesus durch Hinweis auf die Prägung des Denars fest. Wer daran denkt, was das Bild eines Menschen im damaligen Judentum bedeutet, wird aus der Frage Jesu „Wessen ist das Bild?“ kaum etwas anderes herauslesen als einen Tadel an die, welche offenbar heidnische Dinge für Gott in Anspruch nehmen möchten. Nebenher spielt freilich auch der Gedanke herein: Wer ohne heidnisches Geld nicht leben kann, darf sich nicht weigern, dem heidnischen Staat seine Steuer zu zahlen.

Wenn Jesus dagegen über die richtige Teilung einer Erbschaft nicht entscheiden will (Luc. 12, 13—15), so meint er, daß diese besondere Arbeit von bestimmten, dazu berufenen Menschen geschehen müsse. Selbstverständlich können zu solcher Arbeit berufene Menschen seine Jünger sein. Also eine Arbeitsteilung soll in der Christenheit natürlich statthaben; aber in jedem Beruf soll das christliche Leben zur Geltung kommen und das hat eben die Christenheit als Ganzes d. h. die Kirche zu erstreben.

d) Die Kirche besteht aus Leuten jedes Berufes und Standes, und jeder Christ hat nicht bloß das schwächliche Recht, sondern die starke, sein Gewissen zwingende Pflicht, zu helfen, wo er kann und wo Hilfe not thut. Wenn die Gemeinde ihren Pfarrer anstellt (ob das nun unmittelbar durch Pfarrwahl geschieht oder dadurch, daß sie sich den Anordnungen einer geschichtlich gewordenen kirchlichen Obrigkeit fügt), jedenfalls will sie in ihm den Vertreter ihrer gesamten christlichen Bestrebungen sehen. Nun spielt fast in allen Aufgaben des Weltlebens die christlich zu gestaltende Beziehung des Menschen zum Menschen eine sehr wichtige Rolle. Es ist also zu wünschen, daß der Pfarrer mit den verschiedensten

Lebensfragen seiner Gemeinde sich möglichst vertraut mache[5]); doch darf auch nie vergessen werden, daß die Aufgaben der Kirche keineswegs die Aufgaben des einzelnen Pfarrers sind; die Aufgaben der Kirche sind die Aufgaben der ganzen christlichen Gemeinde.

Die jedesmaligen Notstände haben innerhalb einer christlichen Gemeinde nicht die Pfarrer und ihre etwaigen berufsmäßigen Gehilfen, sondern die durch ihr regelmäßiges Tagewerk den bestimmten Notständen näherstehenden Leute zu bessern. Auch hat der Pfarrer weder Aufgabe noch Recht, alle ihm mißlich erscheinenden Zustände auf die Kanzel oder gar vor eine Volksversammlung zu bringen; er verfehlt so leicht seine Christenpflicht und schadet denen, deren Not er aufhelfen soll. Aber als Vertreter des Christentums in seiner Gemeinde hat er sich auch nicht zu scheuen, sich mit seinen Bedenken immer an die ihm berufen erscheinenden Gemeindeglieder zu wenden, mit ihnen seine Bedenken zu besprechen und, falls sie ihn nicht eines Bessern belehren, sie um ihres Gewissens willen zu einem Hinwirken auf das Bessere zu bestimmen.

e) Sulze[6]) hat vorgeschlagen, die Pfarrbezirke möglichst klein abzugrenzen, damit die Seelsorge von einem einzigen Geistlichen in ausreichender Weise geleitet werden könne. Das ist durchaus sachgemäß. Auch wenn Sulze die Seelsorge

[5]) O. Baumgarten, Der Seelsorger unserer Tage 1891 S. 20f.: „Es versteht sich, daß dies Dilettieren möglichst beschränkt werden müßte, vorzüglich dadurch, daß man nicht von jedem Geistlichen Orientierung auf allen sozialen Gebieten, wohl aber völlige Klarheit über die sozialen Probleme forderte, die seine Seelsorgegemeinde vorzüglich bewegen."

[6]) Die evangelische Gemeinde 1891.

im wesentlichen der Gemeinde selbst anvertrauen und nur vom Geistlichen leiten lassen will, ist das gewiß zu billigen: die christliche Gemeinde ist selbst ihrem Gott verantwortlich; jedes mündige Glied in ihr hat die heilige Pflicht, sich selbst zu erziehen, und wenn der Pfarrer den einzelnen an die Pflicht der Selbsterziehung erinnern soll, so hat er ihr gegenüber etwa dieselbe Stellung wie der Sklave, der einen römischen Kaiser in dessen Auftrag täglich an seine Pflicht erinnern sollte; dem einzelnen Gemeindeglied gegenüber aber ist er der Beauftragte der Gemeinde, der den Willen Christi zur Geltung zu bringen hat.

Aber Sulze geht weiter. Er legt die Gemeindeseelsorge in die Hand ganz bestimmter, besonders dazu berufener Leute. Neben den Pfarrer tritt die Gemeindevertretung, neben sie die einzelnen Hausväterverbände. Da soll jeder einen bestimmten Kreis von Personen überwachen. Ich stelle nun gewiß den Ernst sehr hoch, mit welchem Sulze an die Aufgabe der Gemeindeerziehung herantritt. Aber ich fürchte nicht nur, daß sein Gedanke in Deutschland an dem Widerstand der meisten Gemeinden scheitern würde[7]; ich fürchte namentlich auch, daß dieser Widerstand sehr berechtigt wäre. Wenn es recht ist, daß die evangelische Gemeinde nicht vom Priester erzogen werden, sondern sich selbst erziehen soll, wenn Jesus durchweg seine Jünger auf ihre Verantwortlichkeit hinweist (Luc. 6, 46

[7]) Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Kirchenzucht, wie sie in Genf von Calvin eingeführt wurde, weder in der Pfalz, noch in den Niederlanden durchgeführt werden konnte. Was aber Sulze unter dem Namen Gemeindeseelsorge versteht, kann man, unbeirrt durch seinen auf Irrtum beruhenden Widerspruch, mit der calvinischen Kirchenzucht vergleichen.

bis 49; 13, 26. 27), so soll auch jeder einzelne, falls er überhaupt mündiges Glied der Gemeinde ist, sich selbst erziehen. Dabei kann und soll er sich freilich nach bestimmten Vorbildern richten und auch selbst für andere vorbildlich sein. Aber daß ein erwachsenes und geistig gesundes Gemeindeglied unter die bewußte Erziehung eines andern gestellt wird, entspricht nicht dem Vorbilde dessen, dem man vorwarf, daß er ein Freund der Sünder sei. Er hat auch das Wort gesprochen: Wie magst du sagen zu deinem Bruder: komm, laß dir den Splitter aus deinem Auge ziehen, und hast doch einen Balken in deinem Auge (Luc. 6, 42). Die erziehliche Einwirkung des einzelnen selbständigen Christen auf den andern wird sich im wesentlichen auf das vorbildliche Handeln beschränken müssen. Wer sich durch Hilfeleistung den andern zum Freunde gewonnen hat, wird ihm leicht in den Einzelaufgaben des Lebens maßgebend werden. Aber es gilt auch von dieser Barmherzigkeitsleistung, daß sie am besten ihr Ziel erreicht, wenn die linke Hand nicht weiß, was die rechte thut (Mt. 5, 3).

B. Mißstände.

a) Die Teilnahme, die den Vorschlägen S u l z e s wie so mancher anderer in kirchlichen Kreisen entgegengebracht wird, hat ihren guten Grund. Es ist nicht zu leugnen, daß der Massenabfall, welchen die Kirche nicht bloß von seiten der Sozialdemokratie, sondern ebenso von seiten der gebildeten, leitenden Kreise fürchtet, innerlich schon vollzogen ist und äußerlich sich bei der ersten lockenden Gelegenheit vollziehen kann. Ehe man da nach Heilmitteln sucht, sollte man doch nach der Ursache fragen.

b) Das Schlimmste, was die Gegner der Kirche ihr heute nicht ohne allen Grund nachsagen, ist eine offizielle Unwahrhaftigkeit[1]). Sobald der Laie mit der öffentlichen Vertretung der Kirche in Berührung kommt, sieht er sich sofort vor eine Reihe Gewissensfragen ernstester Art gestellt. Er läßt sein Kind taufen, damit es in der christlichen Gemeinde aufwachse und der Segnungen des christlichen Glaubens teilhaftig werde. Da hört er in lutherischen Gemeinden feierlich wie ein Stück dieses Glaubens verkünden, daß durch die mit einer besonderen Verheißung begabte Untertauchung bezw. Besprengung des Kindes dasselbe eine innere Reinigung erfahren habe und somit einer wirksamen Gnadengabe Gottes teilhaftig geworden sei[2]). Nun ist ein geschichtlich glaubhafter Bericht über Taufbefehl und Taufverheißung Jesu gar nicht vorhanden[3]); wir wissen nur, daß schon die Apostel getauft haben; wir verstehen auch die Untertauchung bezw. Besprengung als das Sinnbild des reinen Lebens, dem der Täufling geweiht wird; er soll nicht sich selbst, sondern seinen Mitmenschen leben, in der Seligkeit dieses Lebens gewiß, daß Jesus sein Heiland und Gott sein Vater ist. Aber keine Thatsache des christlichen Glaubens führt zur Annahme eines Wunders in der Taufhandlung. Vollzieht nun ein Geistlicher die Taufe mit Formeln, die dem Anschauungskreise des Vaters nicht entsprechen, ohne daß dieser darum ein schlechterer Christ zu

---

[1]) Vgl. was Göhre a. a. O. S. 170. 171 von den Fabrikarbeitern, und Baumgarten a. a. O. S. 47, 48 von den gebildeten Kreisen berichten.

[2]) R. Ehlers, Das Neue Testament und die Taufe, Gießen 1890.

[3]) A. Harnack, Dogmengeschichte I[1] S. 56 ([2]68. 69) Anm. 1: Daß Jesus die Taufe eingesetzt habe, läßt sich nicht nachweisen; denn Mt. 28, 19 ist kein Herrnwort.

sein braucht als der Verfasser des dem Geistlichen vorliegenden Formulars, so muß das der Vater als eine von ihm veranlaßte unwahrhafte Handlung empfinden, und die Kirche thut nicht gut, wenn sie sein Gewissen mit sanften Beruhigungsmitteln einschläfert.

c) Bei der Taufe kommt meistens auch das apostolische Glaubensbekenntnis als das Bekenntnis der Kirche zur Verwendung. Die Paten werden gefragt, ob das Kind auf diesen Glauben getauft werden solle. Es ist ein Bekenntnis zu Gott als dem Vater, dem Schöpfer der Welt, zu Jesus Christus als dem Herrn, und zum heiligen Geist, der in der heiligen christlichen Kirche regiert, eine Gemeinschaft der Heiligen wirkt, der Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens gewiß macht. Damit wird sich jeder Christ einverstanden erklären. Daß Jesus der eingeborene Sohn Gottes heißt, mag sich der Einzelne dahin deuten, daß der, welcher Gottes Willen geoffenbart hat, in einer engeren und innigeren Beziehung zu Gott steht als irgend ein anderer, der durch ihn Gott als seinen Vater erkennt. Aber das Bekenntnis bringt eine andere Erklärung dieser einzigartigen Gotteskindschaft: „Der empfangen ist vom heiligen Geist, geboren von Maria der Jungfrau.“ Hier enthält das Glaubensbekenntnis dieselbe stoffliche Auffassung des christlichen Heils, die in der oben erwähnten Auffassung der Taufe als einer wundersamen, das christliche Heil wirkenden Handlung vorliegt. Der heilige Geist, gewissermaßen als der wunderbare Same göttlichen Wesens gedacht, wirkt ein naturhaft neues Geschöpf, das durch die Art seiner Geburt denn auch als etwas Neues erscheint. Eine solche Auffassung Jesu ist nach den Regeln der heutigen Geschichtswissenschaft abzulehnen. Die maßgebenden Quellen des Lebens

Jesu wissen davon nichts, und wenn sie wirklich davon erzählten, so wären sie für uns in dieser Hinsicht nicht maßgebend[4]). Jedenfalls ist eine solche Meinung von der natürlichen Art Christi nur geeignet, das Auge von der Hauptsache, dem seligen durch Christus gebrachten Leben abzulenken und auf Umstände hinzulenken, die mit der geschichtlichen Bedeutung Jesu gar nichts zu thun haben. Das zeigt sich an dem Glaubensbekenntnis selbst. Da ist kein Wort von Jesu Verkehr mit dem Sünder, von der Art seiner Predigt. Von der Erwähnung der Geburt springt das Bekenntnis sofort über zu der Erwähnung seines Leidens und Sterbens. Es soll nun kein Gewicht darauf gelegt werden, daß der Tod Jesu geschildert wird als ein Niederfahren zur Hölle d. h. zur Unterwelt, in das Reich der Toten, wiewohl der Glaube sich immer lieber an die auch im Lucasevangelium vertretene Anschauung halten wird, daß Jesus sofort im Tode zu der Verklärung gekommen sei, die dem Schutze Gottes über dieses Leben entspricht (Luc. 23, 43. 46). Aber wichtiger ist der Anstoß am Schluß des Artikels: „von dannen er wiederkommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten.“ An seine Wiederkehr hat ja Jesus ohne Zweifel geglaubt; das hing mit seinem Messiasglauben auf das engste zusammen.

[4]) Die Geburt von der Jungfrau ist den Kindheitsgeschichten bei Mt. 1, 18—26 und Luc. 1, 26—38 eigentümlich; eine Bezugnahme der Reden Jesu auf sie hat nicht statt. Wenn nun Jesu Bedeutung in dem zu suchen ist, was er als neues Leben der Welt gebracht hat, so sind die Umstände seiner Geburt hierfür durchaus gleichgültig. Zur Feststellung einer nach unsern Begriffen unbegreiflichen Thatsache müßten aber die allerzwingendsten Gründe vorliegen, wie sie niemals von Schriften geboten werden können, über deren Herkunft ein solches Dunkel verbreitet ist wie bei den Evangelien.

Aber nicht darin liegt seine Bedeutung. So, wie Jesus seine Wiederkehr — sofort nach seinem Tode (Mc. 9, 1; 14, 62) — erwartet hat, ist sie nicht eingetreten. Und der christliche Glaube bedarf diese Erwartung nicht. Wer ihm nachlebt, erfährt schon unter den jetzigen Weltverhältnissen volle Seligkeit; wer ihm nicht nachlebt, erfährt schon eben dadurch das Gericht. Mit dieser Erwartung der Wiederkehr Jesu hängt ursprünglich auf das engste zusammen die Erwartung der Auferstehung des Fleisches [5]). Auch sie gehört mindestens nicht zu dem wesentlichen Bestande des Christenglaubens. Der Tod soll für den Christen kein Schrecken sein, Gottes Liebe läßt auch im Tode die Seinigen nicht im Stich; aber wie er ihnen seine Gnade zu teil werden läßt, kann der Mensch nicht bestimmen, und Gott hat uns seinen Willen geoffenbart, damit wir in diesem, nicht damit wir in jenem Leben uns zurecht finden. Nur das Vertrauen auf ihn soll auch über dieses Leben in eine uns unbekannte Welt hinausschauen. Man kann also im apostolischen Glaubensbekenntnis den wesentlichen Inhalt des christlichen Glaubens finden, aber es ist nicht zu leugnen, daß es mehreres enthält, was mit diesem Glauben keineswegs notwendig verbunden und seinem Inhalte nach nicht ohne Bedenken ist. Nun wird aber dieses Bekenntnis gerade in den feierlichsten Augenblicken als das Be-

---

[5]) Harnack, Dogmengeschichte I[1] 116 ([2]140. 141) Anm. 1: „Die Hoffnung auf die Auferstehung des Fleisches hat ursprünglich ihre Stelle in der Hoffnung auf Anteil an dem herrlichen Reich Christi." Doch ist zu beachten, daß auch Jesus die Kinder der Auferstehung sich nicht einfach in irdischer Leiblichkeit gedacht hat (Mc. 12, 25). Das war nicht mehr möglich, seitdem der Auferstehungsglaube das messianische Reich in ein Reich ewigen Lebens verwandelt hatte (vergl. Jes. 65, 20. 23; Sach. 8, 4 mit Dan. 12, 3).

kenntnis der Kirche gebraucht; auf dieses Bekenntnis werden Taufpaten und Konfirmanden verpflichtet, und da ist es doch keine Frage, daß es ein nach Abhülfe schreiender Mißstand ist, wenn in diesen Augenblicken die Beteiligten erst erinnert werden müssen, daß man es mit dem Wortlaute dieses Bekenntnisses nicht so ernst zu nehmen habe. Solche Zustände dürfen nicht beschönigt werden. Wenn die Kirche an ihren Gliedern Seelsorge zu treiben hat, so ist sie vor allem verpflichtet, aus ihrem eigenen öffentlichen Leben die Unwahrhaftigkeit zu verbannen[6]).

d) Der junge Christ kommt in die Schule, er erhält Religionsunterricht. Die Geschichte Israels wird ihm mit einiger Ausführlichkeit erzählt. Es ist die Vorgeschichte seines Glaubens; wenn das Handbuch wirklich nach diesem Gesichtspunkte eingerichtet ist, und wenn es auf eben derselben Höhe der Geschichtstreue steht wie die in der Schule sonst gebrauchten Geschichtsbücher, so hat der Unterricht in der vorchristlichen biblischen Geschichte sein gutes Recht. Aus dem Alten Testament werden aber auch regelmäßig behandelt die Erzählungen von der Schöpfung, vom Paradies, vom Sünden-

---

[6]) Harnack, In Sachen des Apostolikums (Christliche Welt 1892 Sp. 768 ff.). Entsprechend seinem fünften Satze schlage ich folgende Änderung des Bekenntnisses vor:

Artikel 2: unser Herr, der gekommen ist in die Welt, die Verlornen selig zu machen, der gelitten hat unter Pontio Pilato, gekreuzigt, gestorben und begraben, nicht im Tode geblieben, sondern ist auferstanden von den Toten, sitzend zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, ein barmherziger Heiland der Lebendigen und der Toten. Artikel 3: Vergebung der Sünden, helfende Liebe und ein ewiges Leben.

Ich sehe nicht ab, warum eine Kirchenbehörde ein solches Bekenntnis zunächst neben dem Apostolikum nicht zulassen soll.

fall, von der Sintflut, vom Turmbau zu Babel, von den Patriarchen, vom Wüstenzug der Israeliten, von der Gesetzgebung auf Sinai. Wenn man diese Erzählungen vorführt als das, was sie sind, nämlich Sagen des Volkes Israel, an denen der Unterschied seines Gottesglaubens vom Glauben der Heiden veranschaulicht werden kann, so hat das guten Wert und beleidigt das Wahrheitsgefühl des Kindes weder jetzt noch in seiner späteren Entwicklung. Darüber muß man klar sein: Diese Erzählungen können ihrer ganzen Art und der Art ihrer Überlieferung nach nicht als Geschichte aufgefaßt werden. Werden sie doch als solche gelernt und hinterher nicht als solche geachtet, so verfällt die Kirche wieder dem Urteil, statt der Wahrhaftigkeit die Unwahrhaftigkeit groß zu ziehen, und es ist wieder zu betonen, daß jede Ausrede als solche empfunden wird und mehr schadet als nützt. Was von dem Alten Testament gilt[7]), gilt ebenso von dem Neuen. Wir mögen die Weihnachtsgeschichten, die mancherlei Wundererzählungen, die einzelnen Ostergeschichten, die Erzählung von Christi Himmelfahrt und von der Ausgießung des heiligen Geistes noch so schön und poetisch wahr finden; als geschichtliche Wahrheit werden diese Erzählungen heute von der großen Mehrheit gebildeter und ungebildeter Christen nicht mehr hingenommen, weil die ganze Art unserer Geschichtsbetrachtung heute eine andere geworden ist. Darunter

---

[7]) Vergl. das instruktive Schriftchen von Rudolf Schmid, jetzt Oberhofprediger und Mitglied des evang. Konsistoriums in Stuttgart: Der alttestamentliche Religionsunterricht im Seminar und Obergymnasium, seine Schwierigkeiten und der Weg zu ihrer Überwindung. Tübingen 1889.

leidet der christliche Glaubensinhalt keineswegs. Aber je mehr Gewicht auf das Festhalten an diesen Erzählungen gelegt wird, desto mehr wird die Kirche der Unwahrhaftigkeit bezichtigt werden, desto mehr innerer und berechtigter Anstoß wird an der Kirche genommen. Beim Katechismusunterricht pflegt der Inhalt des Apostolikums mit den Hauptmomenten der biblischen Geschichte verknüpft zu werden: Die Einwände gegen beide wiederholen sich. Die Lehre vom Abendmahl pflegt lutherisch oder reformiert zu sein; in beiden Fällen kommt der in der Abendmahlshandlung so schön dargestellte Kernpunkt des Glaubens: „das im Dienste vieler hingeopferte Leben ist nicht verloren", kaum zur Geltung. Die Glaubensprobe, die bei der lutherischen Fassung dem Einzelnen zugemutet wird, hat mit dem Ganzen des christlichen Glaubens nichts zu thun und befördert bei vielen, welche die heilige Handlung trotz dieser Deutung durch den Geistlichen mitmachen, das schmerzliche Gefühl innerer Unwahrheit.

e) Die traurigste Feier in dieser Hinsicht ist oft die Konfirmation. Mit aller Feierlichkeit wird eine Bekenntnishandlung vorgenommen, die oft genug gerade von den Geweckteſten als eine erste öffentliche Lüge[8]) empfunden wird. Jedermann kennt den Knabenwitz, der aus den Schlußworten

---

[8]) So schwer dieses Wort klingen mag, so glaube ich doch, daß es die Sache trifft. Die Konfirmanden verpflichten sich auch regelmäßig zur Treue gegen die Kirche. An vielen Orten wird ihnen nun der Besuch der Katechismuslehre nach der Konfirmation als eine kirchliche Pflicht eingeschärft. An der Erfüllung dieser Pflicht kann man die erste Probe auf den Ernst des Konfirmationsgelöbnisses machen, natürlich nur bei denen, die nicht durch äußere Gründe von dem Besuch der Katechismuslehre zurückgehalten werden.

der lutherischen Erklärung der Glaubensartikel „das ist gewißlich wahr" ein „das ist gewiß nicht wahr" macht; aber es ist doch ein unermeßlicher Schaden, wenn ein Kind darauf verfällt, durch solche Verdrehung öffentlich gesprochener Worte sein Gewissen zu retten (Mc. 9, 42).

f) Es ist hart, aus der Pflege solcher Unwahrhaftigkeit der einzelnen Kirchenbehörde einen Vorwurf zu machen: sie hat die schwierige Aufgabe, einerseits die Formen kirchlicher Ordnung zum Zweck sicherer Gewöhnung des Einzelnen möglichst wenig erschüttern zu lassen und andererseits mit dem Fortschritt des allgemeinen Geisteslebens und der besonderen christlichen Erkenntnis doch auch wieder diese Formen den Zeitforderungen entsprechend umzugestalten. Es ist noch härter, dem einzelnen Geistlichen Vorwürfe zu machen, der oft nur vor die Wahl gestellt ist, entweder sein Amt aufzugeben oder sich unter die bestehende Ordnung zu beugen. Er faßt vielleicht das ihm übertragene Amt unter dem höchsten Gesichtspunkte auf; er möchte ein Hüter der Wahrheit, ein Vertreter der besten sittlichen Ideale sein. Nun kommt Weihnachten, Ostern, Pfingsten; er freut sich, mit seiner Gemeinde die Geburt seines Heilandes, die Auferstehung des im Dienste der Menschen Gekreuzigten, die Einpflanzung des heiligen Gotteswillens in die Herzen der Menschen zu feiern. Aber da steht sein Text: das Weihnachtsevangelium eine poetisch schöne Darstellung der Geburt des Weltheilandes in Bethlehem, während sich unschwer nachweisen läßt, daß Jesus gar nicht in Bethlehem, sondern in Nazaret, auch nicht, wie die Perikope sagt, zur Zeit der Schätzung unter Quirinius, sondern mehr als ein Jahrzehnt vorher geboren wurde, von den Engelsgestalten, ihren Gesängen und ihrer Verkündigung ganz zu

schweigen [9]). Das altkirchliche Evangelium des ersten Ostertags ist zwar die älteste unserer Ostererzählungen (Mc. 16, 1—8), wenn man von dem unschätzbaren Kleinod, dem Osterbericht des Apostels Paulus, (1. Kor. 15, 5—8) absieht, der ja keine anschauliche Erzählung darbietet; aber diese Ostererzählung des Marcusevangeliums weist über sich selbst hinaus; der Engel in ihr verkündet, daß Jesus seinen Jüngern gar nicht in Jerusalem und Judäa, sondern in Galiläa erscheinen will (Mc. 16, 7). Kein Evangelium bietet uns aber ein leeres Grab ohne Engel oder den Herrn selbst in der Nähe [10]). Endlich beruht die Pfingsterzählung auf der seltsamen, nur aus der paulinischen Theologie verständlichen Anschauung, daß der Geist der Christenheit ihr nicht durch den lebendigen Verkehr mit dem auf Erden weilenden Heiland allmählich mitgeteilt worden sei, sondern durch eine plötzliche Wunderthat Gottes nach dem Hingange Jesu, wie denn die Apostelgeschichte überhaupt von einem Glauben an Jesus ohne gleichzeitigen Besitz des heiligen Geistes weiß [11]). Der Geistliche darf nun

[9]) Zur Feststellung des Geburtsortes Jesu vergl. Mc. 1, 9: Joh. 1, 45. 47; 7, 41. 42. Zur Entstehung der kirchlichen Überlieferung Mt. 2, 5. 6; deshalb die Angabe 2, 1. 8 und zur Erklärung der älteren Angaben 2, 22. Anders legt sich das Lukasevangelium die Einzelheiten zurecht 1, 26, 27; 2, 1—7. 39. Zur Feststellung der Zeit vergl. Mt. 2, 1 = Luc. 1, 5. 26. 56. 57 = Joh. 8, 57 gegen Luc. 2, 1—5 (Schürer, Gesch. des jüd. Volks im Zeitalter d. Chr. I, 426 ff.).

[10]) Weizsäcker, Das apostolische Zeitalter der christlichen Kirche (S. 3. 4).

[11]) Act. 2, 1—5 vergl. 8, 12. 15. 16. Ebenso denkt das Johannesevangelium: Joh. 7, 39; 14, 16. 26; 16, 7—15. Die Stelle Joh. 20, 23 ist eine Parallele zu Act. 2, 1—5. Die Grundstelle für die ganze Anschauung dürfte Gal. 4, 4—6 sein. Vergl. mein „Das Johannesevangelium untersucht und erklärt“ 1887 S. 69.

freilich betonen, daß diese Erzählungen typische Veranschaulichungen dessen seien, was auch für seinen Glauben Wahrheit ist; aber dem ernsten Gewissen erscheint das doch nur als eine schale Entschuldigung gegenüber der Thatsache, daß unsere christliche Festfeier seit vielen Jahrhunderten gerade auf diese Erzählungen gegründet ist. Die Zeitstellung von Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten ist durch die ungeschichtliche Reihenfolge der biblischen Darstellung bedingt; eben dadurch wird die letztere immer aufs neue der Gemeinde eingeprägt, und wenigstens das Verständnis dessen, was heiliger Geist ist, hat durch die kirchliche Pfingstfeier Not gelitten.

g) Diesen Mißständen gegenüber beruhigt viele die allgemeine Überzeugung, daß die meisten Einzelfragen wissenschaftlich noch nicht entschieden seien, vielleicht auch gar nicht entschieden werden könnten. Die Vertreter der kirchlichen Wissenschaft treibt eine sehr achtenswerte Sorge um die Geistlichen wie um die Gemeinden oft in der Richtung, daß sie die Wahrheit möglichst im Einklang mit den kirchlichen Einrichtungen finden möchten. Nun ist es sicher nur zu loben, wenn diese Sorge die Art des öffentlichen Hervortretens mit der gefundenen Wahrheit bestimmt. Aber das Finden der Wahrheit hat seine eigenen, unumstößlichen Gesetze, und eine Wissenschaft, die den Gegenstand der Erkenntnis nicht nach den allgemeinen Erkenntnisregeln, sondern nach dem Grundsätzen der Verteidigung des Bestehenden feststellt, wird nicht als Dienerin, sondern als Verfälscherin der Wahrheit betrachtet. Statt also den Verdacht der Unwahrhaftigkeit von der Kirche zu entfernen, steigert sie ihn. Dahin gehört z. B. der nicht seltene Fall, daß man sich mit der allgemeinen Überzeugung beruhigt, die Annahme von Wundern sei eine Kraftprobe

des Glaubens, wobei dann immer das gerade besprochene Wunder für recht wohl möglich erklärt wird[12]). Hier handelt es sich doch bloß um die Frage, ob die allgemeinen Regeln des Welterkennens auch für die religiöse Geschichte gelten. Von der Möglichkeit eines Wunders zu reden ist falsch; ein Wunder hört auf, ein Wunder zu sein, sobald man es unter die Kategorie des Möglichen stellen kann. Wir haben nun gar keinen Anlaß, einen unvorstellbaren geschichtswidrigen Verlauf der religiösen Geschichte anzunehmen. Das neue Leben, das Christus gebracht hat, fordert in keiner Weise eine solche Annahme. Es gehört zur Selbsterziehung der Kirche und zu ihrem pflichtmäßigen Dienst an der Welt, daß sie sich von solchen schädlichen Vorurteilen reinigt[13]).

h) Da ertönt wohl von allen Seiten die Mahnung zur Vorsicht. Man verweist auf das Studium der Kirchen-

[12]) Anders Harnack, Dogmengeschichte I[1] S. 50 ([2]58. 59) Anm. 4: „Der Historiker ist nicht imstande, mit einem Wunder als einem geschichtlich gegebenen Ereignis zu rechnen; denn er hebt damit die Betrachtungsweise auf, auf welcher alle geschichtliche Forschung beruht. Jedes einzelne Wunder bleibt geschichtlich völlig zweifelhaft, und die Summation des Zweifelhaften führt niemals zu einer Gewißheit."

[13]) Es ist eine spezifisch katholische Anschauung, die aus Röm. 12, 2 (Vulgata: reformamini in novitate sensus vestri) abzuleitende Reformationspflicht beziehe sich nur auf die Sitte, nicht aber auf Lehre und Rechtsprechung der Kirche (vergl. den Beschluß des Vaticanum vom 18. Juli 1870: eiusmodi Romani pontificis definitiones esse ex sese, non autem ex consensu ecclesiæ irreformabiles). Diese Anschauung ist gänzlich unevangelisch einmal, weil sie die μετάνοια, die vom Christen gefordert wird, (Mc. 1, 15) eigenmächtig auf ein bestimmtes Gebiet einschränkt, und dann, weil die Entstehung der Reformationskirchen des sechzehnten Jahrhunderts von ihr aus undenkbar war, so nötig sie auch gewesen ist.

und Dogmengeschichte; das lehrt die Entstehung der kirchlichen Überlieferung nach ihren christlichen Beweggründen würdigen und begreifen; es zeigt, daß die kirchliche Entwicklung sich nicht rasch überstürzen darf, sondern sachte dahinschreiten muß, damit der glimmende Docht nicht verlösche. Mit andern Worten: die Sorge für die Altgläubigen muß in der Kirche immer vor schroffem Vorgehen bewahren. Aber dem gegenüber besteht der Einwand zu Recht, daß die Sorge für die Wahrhaftigkeit des kirchlichen Lebens mindestens ebenso wichtig ist, und daß die Vernachlässigung der Wahrhaftigkeit bereits ihre schlimmen Früchte zeigt. Leute, welche die Wahrheit ernstlich suchen, sollten der Kirche immer mehr wert sein als Leute, welche am Alten festhalten, nur weil es alt ist. Es ist nicht vermessen, den letzteren gegenüber darauf hinzuweisen, daß so weder Jesus noch Luther gedacht hat. Es ist ja bequem zu leugnen, daß heutzutage eine zwingende Gewissenspflicht zur Neugestaltung hindränge; wahr ist es nur für den, der sich aus dem Widerspruch der neuen Erkenntnis mit dem kirchlichen Herkommen kein Gewissen macht, und die Angst vor dem Feuer, das sie entzünden könnten, hat weder Jesus noch Luther von dem Kampfe für die Wahrheit zurückgeschreckt. Bei den heutigen kirchlichen Zuständen darf man nicht böse werden, wenn warmblütige Leute bei Aufdeckung der Falschheit mancher kirchlichen Überlieferung sich von der Kirche lossagen, solange die Kirche selbst diese entschieden falschen Überlieferungen mit zäher Festigkeit als wie einen heiligen Besitz, als wie ein Stück des Gotteswortes selbst festhält[14]).

---

[14]) Harnack in Sachen des Apostolikums (Christliche Welt 1892 Sp. 769 Nr. 8) sagt: „Wie ist es denkbar, daß diese Institutionen (der

C. Vorschläge.

a) Hier thut vor allen Dingen Offenheit not. Es ist falsch und schädlich, wenn man sich scheut, den Gemeinden das mitzuteilen, was in Bezug auf die biblische Geschichte, in Bezug auf das kirchliche Bekenntnis als die Wahrheit erscheint. Wenn die Kirche es ihnen nicht sagt, erfahren sie es von den Feinden der Kirche. Man fürchtet, sie werden das Wertlose mit dem Wertvollen verwechseln, und wenn sie das erste beiseite legen, auch das zweite nicht mehr achten. Das heißt aber doch nicht bloß von den Gemeinden, sondern von dem Christentum selbst sehr gering denken. Der Edelstein leuchtet doch heller, wenn er von der Schlacke gereinigt ist; die Hoheit des Christentums kann erst gewürdigt werden, wenn sein Inhalt von allen fremden Zuthaten frei gemacht wurde.

b) Solche Sorge ziemt sich aber namentlich nicht in einer evangelischen Gemeinde, in welcher der Pfarrer nur der Beauftragte der Gemeinde, nicht aber ein Mittler zwischen dem Einzelnen und seinem Gott und Heiland sein soll. Es gilt dem Gedanken zur Geltung zu verhelfen, daß die Gemeinde

---

Lehre und des Kultus) sofort jeder, sei es auch erprobten, Wandlung des christlichen Verständnisses folgen?" Ein gewisses Zurückbleiben der Institution hinter der Lehrentwicklung ist gewiß unvermeidlich, aber heute handelt es sich um mehr. Wenn die Unrichtigkeit der kirchlichen Institution zur allgemeinen Anklage auf Unwahrhaftigkeit führt, dann hat die öffentliche Vertretung der Kirche die Gewissenspflicht, selber den ersten Grundsatz zu befolgen, den Luther als Reformator aussprach: „Da unser Mittler und Herr Jesus Christus spricht: Thut Buße, will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen eine stete und unaufhörliche Buße sei."

selbständiger Christen, nicht aber irgend ein Stand in ihr, der Besitzer der Heilswahrheit sei. Nach evangelischer Anschauung hat kein Stand ein Recht, die religiöse Wahrheit für sich in Anspruch zu nehmen und den andern nur so viel davon zukommen zu lassen, als ihm nach seinem Ermessen gut dünkt. So hat auch Luther nicht verfahren. Er hat die Bibel aus einem Buch für die Theologen zu einem Volksbuch gemacht; er hat es gethan, damit jeder über seinen Glauben selbst nachdenke und die Gründe seines Glaubens mit den Mitteln seines Verstandes prüfe. Schriftgründe und Vernunftgründe waren es, durch die er sich in Worms widerlegen lassen wollte[1]).

c) Die sozialdemokratische Agitation hat bekanntlich in Arbeiterbildungsvereinen eingesetzt. Die Schriften von Engels, Kautsky, Stern, die zum Zweck der Agitation verbreitet werden, sind keine Unterhaltungslitteratur, sondern ernste Besprechungen wichtiger geschichtlicher, wirtschaftlicher, auch unter Umständen religiöser Fragen. Dagegen pflegen die christlichen Volksschriften für Kinder sehr hübsch und anziehend zu sein; es fehlt aber an volkstümlicher belehrender Litteratur für die Erwachsenen. Auch hier liegt der vom Katholicismus ererbte Fehler vor, daß der Geistliche die übrige Gemeinde als eine Schar Unmündiger betrachtet. Die ernsten religiösen

[1]) Die Katholiken sehen freilich in der Volkstümlichkeit der Bibel und manche altgläubige Protestanten in der Freiheit der Schriftforschung eine Quelle des Bösen. Dieses Urteil steht auf derselben Höhe wie das des Tacitus, wenn er die Germanen lobt, weil bei ihnen die Kenntnis des Schreibens noch so mangelhaft sei, daß sie diese Kunst noch nicht in den Dienst böser Zwecke zu stellen vermöchten (Germania 19). Jeder Fortschritt bringt neue Versuchung, aber auch neue Hülfsmittel, die Versuchung zu überwinden.

Fragen der Gegenwart sollten von kirchlicher Seite eingehend und doch gemeinverständlich besprochen und die Besprechungen in wohlfeilen, keinerlei Parteistandpunkt zur Schau tragenden Heften verbreitet werden. Auch die Kalender sollten sich derartigen ernsten Besprechungen öffnen. Etwas besser als mit der christlichen Belehrungslitteratur für Landleute steht es mit der entsprechenden Litteratur für gebildete Laien. Eine gute Zeitung [2]) existiert in der ‚Christlichen Welt'. Kittels Geschichte der Hebräer, Stades Geschichte des Volkes Israel, die Leben Jesu von Keim, Beyschlag oder Weiß, Hausrats Neutestamentliche Zeitgeschichte, Weizsäckers Apostolisches Zeitalter, Sohms und Sells Kirchengeschichte, von einer ganzen Reihe guter Monographien abgesehen, führen den Laien in die neue Auffassung der Geschichte des Christentums ein. Der Übersetzung des Neuen Testaments durch Weizsäcker reiht sich die von Kautzsch geleitete Übersetzung des Alten Testaments an. Eine ganze Reihe von Werken sucht den Inhalt des christlichen Glaubens dem heutigen Denken zu vermitteln. Aber diese Arbeit für die Laien darf nie abbrechen, so wenig die streng wissenschaftliche Arbeit abbricht.

d) Damit muß eine Durchsicht der kirchlichen Formularien, Perikopen und Religionsbücher verbunden werden. Die kirchlichen Regierungen dürfen nicht stumm bleiben und scheu ausweichen, wenn immer wieder die furchtbare Anklage auf Unwahrhaftigkeit gegen die kirchlichen Einrichtungen ertönt. Nie soll ein Christ, ob er Geistlicher

---

[2]) Es versteht sich von selbst, daß die folgende Aufzählung in keiner Weise Vollständigkeit beansprucht. Auch sind keineswegs die Werke genannt, die meinem wissenschaftlichen Gewissen am meisten zusagen, wohl aber die, welche ich für tauglich halte, von gebildeten Laien gelesen zu werden, natürlich gilt auch dies nicht von allen in gleichem Maße.

oder Laie sei, zum Reden und Handeln gegen seine Überzeugung veranlaßt werden; der Geistliche muß Freiheit haben, seiner Wahrheitserkenntnis gemäß zu wirken, wenn er nur das christliche Leben in Gottvertrauen und Nächstenliebe fördern will; es muß ihm aber auch zur Pflicht gemacht werden, daß er in seinem Dienst nichts aussagt, was er nicht wirklich als Überzeugung der andern voraussetzen darf, so oft er in gewissen Bekenntnishandlungen als der Mund der anderen spricht. Dagegen ist er bei der gottesdienstlichen Verkündigung des Evangeliums nur an seine eigene Überzeugung gebunden. Das sind freilich Grundsätze, die sich wohl nirgends ganz reinlich durchführen lassen; aber es ist schon viel erreicht, wenn sie überhaupt als Grundsätze anerkannt werden[3]).

e) Vor allem ist aber der evangelische Gottesdienst berufen, die Anklage auf Unwahrhaftigkeit zu widerlegen, die so oft gegen die offizielle Vertretung der Kirche erhoben wird. Doch wäre es kaum anzuraten, diese Widerlegung etwa zum Inhalt der gottesdienstlichen Predigt zu machen; alle Worte und Beweise werden nichts ausrichten, wenn nicht die Art des Gottesdienstes selbst die Verteidigung gegen jenen Vorwurf übernimmt. Dem katholischen Meßgottesdienst gegenüber war es unzweifelhaft ein großer Fortschritt, daß evangelischerseits die Predigt in den Mittelpunkt des Gottesdienstes gerückt und zur Hauptsache der sonntäglichen Zusammenkunft gemacht wurde. Damit war erklärt,

---

[3]) Es wird dann z. B. nicht möglich sein, daß ein Geistlicher auf eine Formel verpflichtet wird, mit deren Wortlaut er nach seiner eigenen ausdrücklichen Angabe nicht übereinstimmt, und daß er nachher abgesetzt wird, weil er diese seiner eigenen Überzeugung widersprechende Formel nicht länger gebrauchen will. Das ist bei der Absetzung des Pfarrers Lic. W. Schrempf in Württemberg geschehen.

daß es dem Christentum nicht ankommt auf die Überführung des Einzelnen in eine naturhaft andere Welt, wie sie der katholische Priester durch die Verwandlung der Hostie immer aufs neue schafft, sondern auf die Einprägung sittlicher und religiöser Grundsätze, in deren Auswirkung sich das selige Leben des Christen vollzieht. Nun war ja die Predigt längst Bestandteil des Gottesdienstes; die Reformation hat ihr nur größeres Gewicht zuerkannt, als man es bis dahin gewohnt war. Die Veranlassung dazu lag vor jedermanns Augen. Gerade jetzt hatte sich die Predigt als vorzügliches Mittel erwiesen, den neuen Gedankengehalt zum Gemeinbesitz aller zu machen [4]).

Ein bestimmtes Schriftwort, sei es belehrender, tröstender oder ermahnender Art soll in der Predigt dem Bewußtsein der gegenwärtigen Gemeinde nahe gebracht werden. Der Schrifttext ist die Thatsache aus dem Urchristentum, für deren Fortwirken in der Gegenwart die Predigt zu sorgen hat. Mag nun über den Tod Christi, mag über das Gleichnis vom Senfkorn, mag über das Gleichnis vom Samariter gepredigt werden, die Predigt hat immer zu zeigen, nicht bloß was der Text ursprünglich meint und bedeutet, sondern auch wie er für die jetzt um den Prediger versammelte Gemeinde noch wichtig und bedeutungsvoll ist. Nun wäre es ohne Zweifel falsch, wollte man um der Wahrhaftigkeit evangelischen Gottesdienstes willen alle die Texte aus unsern Predigtperikopen entfernen, die nur allegorische, nicht aber geschichtliche Wahr-

[4]) Gottschick, Luthers Anschauungen vom christlichen Gottesdienst und seine thatsächliche Reform desselben. Akad. Gratulationsschrift. Gießen 1887. S. 17—19.

heit in Anspruch nehmen können. Gerade die schönsten, weil aus lebendiger christlicher Phantasie entsprungenen biblischen Erzählungen müßten aus dem gottesdienstlichen Gebrauche verschwinden. Ich erinnere an die Stillung des Meeres, an das Wandeln auf demselben, an Petri Fischzug, an Jairus' Töchterlein, an die Speisungsgeschichte, auch an die Weihnachts- und Ostererzählungen[5]). Aber der Gemeinde soll in schlichten, ruhigen Worten, ohne unnötigen Lärm gesagt werden, daß es nicht zur Aufgabe christlichen Lebens gehört, an die geschichtliche Wahrheit dieser Erzählungen zu glauben, welche nur die Herrlichkeit unseres Heilandes anschaulich vergegenwärtigen. Dieser in solchen Erzählungen selbst liegende Grundgedanke ist dann auch bei scheinbar geschichtlich unhaltbaren Texten die aus dem Urchristentum überlieferte und noch heute unter uns fortwirkende Thatsache, welche in der Predigt dem Bewußtsein der Gemeinde nahe gebracht wird. Die sämtlichen, oft überaus fruchtbaren Texte des Johannesevangeliums dürfen nicht anders aufgefaßt und behandelt werden. Es entspricht nun der Stellung des Pfarrers als des Vertreters der kirchlichen Interessen in der Gemeinde, daß er diese Vermittlung mit der Vergangenheit übernimmt. Seine Vorbildung, die ihn um seines Gesamtwirkens willen ebenso mit der christlichen Vergangenheit wie mit der Gegenwart der Kirche vertraut machen muß, läßt ihn als den berufenen Mann erscheinen.

Nun hat Gottschick[6]) darauf hingewiesen, daß schon bei Luther die beiden Auffassungsweisen evangelischen Gottes-

[5]) s. S. 72. 73.

[6]) a. a. O., die folgende Stelle S. 11.

dienstes nebeneinander hergehen, die sich heutzutage hauptsächlich bekämpfen. „In einer ganzen Reihe von Äußerungen vindiziert (Luther) demselben einen lediglichen pädagogischen Charakter und begründet seine Notwendigkeit durch das Bedürfnis, eine tieferstehende Klasse von Christen zu erziehen und erst zu wirklichen Christen zu machen.“ Gottschick macht darauf aufmerksam, daß Luther sich selbst jederzeit in die Klasse der erziehungsbedürftigen Christen eingerechnet hat, daß er aber auch die Meinung ausspricht, die „verständigen und gelehrten Christen“ bedürften überhaupt keiner Feiertage, „Gottes Wort zu lernen“. Gegen diese Auffassung des Gottesdienstes wendet nun Gottschick mit gutem Grund ein, daß der Gottesdienst nach Luthers eigener Auffassung Bethätigung des Glaubens sein muß, also von solchen nicht vollzogen werden kann, die noch gar nicht als wirkliche Christen gelten. Auch kann eine Gemeinde, die aus lauter Halbchristen und Nichtchristen besteht, unmöglich in dem das Christentum lehrenden Pfarrer nach Luthers Anweisung einen aus ihrer eigenen Mitte sehen, dem sie die Verkündigung des Gotteswortes anvertraut hat. Ebensowenig kann ein Gebet von einer solchen auf Nichtchristentum beurteilten Gemeinde christlich gesprochen werden. Die Predigt wird bei solcher Auffassung zur Rede des Wiedergeborenen an die Unwiedergeborenen, d. h. Missionspredigt. Die natürliche Folge ist, daß sich die von dem Gottesdienste fern halten, denen der Grad ihres Bekehrtseins genügt.

Daneben vertritt aber Luther in weitläufiger Ausführung auch „die Auffassung, daß das Subjekt des Gottesdienstes in allen seinen Bestandteilen die gläubige Gemeinde ist, welche, durch inneres Bedürfnis getrieben, zusammenkommt, um in

der Richtung auf Gott ihr Priestertum auszuüben, sodaß die von Amts wegen Handelnden und Predigenden in ihrem Namen handeln und predigen, ihr Mund und Organ sind" [7]). Hier wird der ganze Gottesdienst als Gebet der Gemeinde verstanden. Die Gemeinde dankt Gott für das, was er an ihr gethan hat, bekennt demgegenüber demütig ihre Schuld, besinnt sich auf die ihr von Gott gestellten Aufgaben und hält in aller Versuchung und Not fest an ihrer Glaubenshoffnung. Die Predigt hat bei dieser Auffassung des Gottesdienstes ihren Wert als das Wort Gottes, an dem sich das Glaubensleben der Gemeinde messen und stärken soll. Wie der einzelne im Gebet von seiner augenblicklichen Not zur Höhe des Glaubens sich emporschwingt, um in einem Worte Gottes Ruhe und Erquickung zu finden, wie das Gebet dazu dient, die mannigfachen Vorkommnisse des Lebens im Lichte des Glaubens zu verklären, so hilft der Gottesdienst dazu, die großen und kleinen Erlebnisse der Gemeinde in die Helligkeit ihres Glaubens zu rücken: das ist der Zweck ebenso des Gebetes und Gesanges wie der Predigt. Auch bei dieser Auffassung kann man also recht wohl von einer erziehlichen Bedeutung des Gottesdienstes reden; nur soll die ganze Handlung unter den Gesichtspunkt des Gebetes gestellt werden, und der erziehliche Charakter tritt nur als Wirkung, nicht als Absicht hervor.

Diese Deutung des Gottesdienstes leidet nun aber an einem sehr fühlbaren Mangel. Sie ist ganz auf das subjektive Bedürfen des Gläubigen gestellt. Wohl wird gesagt, daß der wahre Glaube auch zur gemeinsamen Andacht

---

[7]) Gottschick a. a. O. S. 38.

treibt. Aber so wenig es recht ist, die im Gottesdienst versammelte Gemeinde als eine Schar von Nichtchristen zu behandeln, so wenig ist es der Sache angemessen, die thatsächlich vorhandene Christenheit als eine Gemeinde der Vollkommenen zu beurteilen. Ist bei der schulmäßig erziehlichen Auffassung des Gottesdienstes zu befürchten, daß die, welche sich für fertig halten, fern bleiben, so ist bei der Auffassung des Gottesdienstes als Gemeindegebet die Besorgnis begründet, daß die weniger geförderten Christen nur sehr selten den Drang zu gemeinsamer Andacht in sich verspüren. Besondere Erlebnisse, welche die ganze Gemeinde zum Gebete zusammenführen, ereignen sich nicht so regelmäßig, daß sich darauf die feste Sitte allsonntäglicher Gemeindeandacht begründen ließe[8]). Weist man auf die Notwendigkeit der Stärkung des Glaubenslebens durch regelmäßiges Gebet hin, so verlangt man von dem Betenden eine pädagogische Nebenabsicht, welche die ursprüngliche Beziehung des Gebetes auf Gott schädigt; dasselbe ist der Fall, wenn man auf die Stärkung des Glaubenslebens durch die Vereinigung mit andern Gläubigen hinweist. An den Festtagen freilich wirkt die Festthatsache in der ganzen Gemeinde solche Gebetstimmung, die naturgemäß zur Gemeindeandacht führt. Aber eine allsonntägliche Gemeindezusammenkunft, an der grundsätzlich die ganze Gemeinde teilnehmen soll, ließe sich nicht rechtfertigen, wenn der evangelische Gottesdienst nur Gemeindeandacht wäre.

---

[8]) Seine besondern Sorgen und Herzensanliegen soll nämlich der Christ nach Jesu ausdrücklichem Wort (Mt. 6, 6) nicht im Gemeindegottesdienst, sondern in stillem, von der Welt nicht bemerktem Gebete vor Gott bringen. Nur gemeinsame Sorgen gehören in das Gemeindegebet.

Und doch soll der evangelische Christ den regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes als eine Pflicht erkennen. Das zu betonen haben wir gerade heutzutage allen Grund. Schon im Hebräerbrief (10, 25) wird es als Zeichen tadelnswerter Gleichgültigkeit gegen das christliche Heil betrachtet, wenn einer die Gemeindeversammlungen nicht besucht. Denn der christliche Gemeindegottesdienst ist von Anfang an nichts anderes gewesen als die christliche Gemeindezusammenkunft[9]). Es ist oft und viel betont worden, daß das christliche Gotteshaus vor allem das christliche Gemeindehaus ist. Neuerdings werden zwar manchmal evangelische Gemeindehäuser neben die Kirchen gebaut. Das beweist nur, daß das Gemeindehaus nicht bloß als Betsaal betrachtet werden darf. Hier soll vor allem die besondere Arbeit der christlichen Gemeinde gefördert werden. Dazu gehört in erster Linie die Vertiefung der Gemeinde in Gottes Wort.

Die evangelische Gemeinde erzieht sich also allerdings im Sonntagsgottesdienst auf Grund des bestimmten Gotteswortes, das sie sich durch ihre Pfarrer in der Predigt vorhalten läßt. Denn ihre erste Aufgabe ist doch immer die Stärkung des ihr geschenkten christlichen Lebens. An dieser Aufgabe sich zu beteiligen, läßt sich als sichere Pflicht jedes selbständigen Christen behaupten. Und darum soll er auch an der regelmäßigen Gemeindezusammenkunft teilnehmen. Denn jeder geistige Besitz wird nur dann festgehalten, wenn

[9]) S. 1. Kor. 11, 18: *συνερχομένων ὑμῶν ἐν ἐκκλησίᾳ*; 14, 23: *ἐὰν-συνέλθῃ ἡ ἐκκλησία ὅλη ἐπὶ τὸ αὐτό*; V. 26 *ὅταν συνέρχησθε.* In solcher Zusammenkunft wird z. B. der Blutschänder 5, 4 (*συναχθέντων ὑμῶν*) aus der Gemeinde ausgeschieden.

er immer wieder aufs neue erworben wird. Die Gemeinde ist hier keineswegs als eine Schar Unmündiger gedacht; nur in ihrem Auftrag verkündet der Geistliche das Wort Gottes ebenso zu seiner wie zu ihrer sittlichen Kräftigung. Gesang und Gebet, ohne die wir einen Gemeindegottesdienst nicht denken können, haben zu Anfang des Gottesdienstes die Bedeutung, die folgende Arbeit der Gemeinde an sich selbst unter den Schutz Gottes zu stellen und am Schluß des Gottesdienstes, den Dank der Gemeinde für das ihr von Gott dargereichte und zur Kräftigung gegebene Gotteswort auszusprechen [10]).

Aber jede Gemeinde hat auch noch besondere, mit der Zeit wechselnde Aufgaben. Auch sie sollten im Gotteshaus zur Besprechung kommen. Ist der Vormittagsgottesdienst seiner herkömmlichen Bedeutung nach dazu berufen, der Gemeinde das ewige Gotteswort in immer neuer Form darzubieten und mitzuteilen, so ist der Abendgottesdienst die gegebene Gelegenheit, über die besondern Aufgaben des Gemeindelebens zu reden. Hier müßte das Interesse für die mancherlei Werke christlicher Liebe geweckt und immer wieder rege erhalten werden; hier könnte auch alles das offen

[10]) Die Auffassung des Gottesdienstes als des Gemeindegebetes hat seit Schleiermacher das Neuaufblühen der altkirchlichen Liturgie gezeitigt. Wenn die Liturgie wirklich eine Verschönerung des Gottesdienstes darstellt, ohne unwahre Elemente hereinzubringen — ich fürchte in dieser Hinsicht das liturgische Sünden- und Glaubensbekenntnis — so mag es recht sein. Aber eine lebendige Beteiligung am Gottesdienst ist das Absingen feststehender kirchlicher Formeln keineswegs. Vielmehr macht man ab und zu die Erfahrung, daß trotz sehr würdiger Behandlung des liturgischen Gottesdienstes die frischesten und lebendigsten Gemeindeglieder vor den Kirchthüren warten, bis die Liturgie zu Ende ist und der Predigtgottesdienst beginnt.

besprochen werden, um des willen gegen die Kirche heutzutage die Anklage auf Unwahrhaftigkeit vielfach ertönt; hier dürften die sozialen Notstände der Zeit in eingehender, sachlicher Weise erörtert werden; auch auf die Thätigkeit des Gustav-Adolf-Vereins und auf die Ausbreitung des Christentums unter den Heiden könnte die Aufmerksamkeit in diesen Abendgottesdiensten gelenkt werden. Die Gemeinden bringen der Besprechung solcher Arbeiten regelmäßig große Empfänglichkeit entgegen; abzuwehren ist nur der Irrtum, als ob die Teilnahme an *außergewöhnlicher* kirchlicher Thätigkeit ein deutliches Merkmal echten christlichen Geistes sei. Der Geist Jesu Christi ist einmal nicht an bestimmte äußere Werke gebunden; er ist überall da lebendig, wo man den Wert des Lebens nicht in selbstsüchtigem Rennen und Jagen nach Genuß und Gewinn, sondern in selbstloser treuer Arbeit für andere findet. Es ist edel und schön, wenn diese Arbeit des einzelnen auch die großen Aufgaben von Gemeinde und Kirche mitzuumfassen sucht; aber notwendig ist es vor allem, daß jeder an dem besondern Platze seine Pflicht thut, an den ihn gerade sein Gott gestellt hat.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Altenburg.

Vögl

Holtzmann, Oskar,

Jesus Christus und das Gemeinschaftsleben der Menschen

Freiburg 1893